P.o.germ. 45/5

<36606084230012

<36606084230012

Bayer. Staatsbibliothek

L. Rahl del. *P. Skerl in aquat.*

Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Fünftes Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göschen 1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Heckethaler.

Vor mehrern hundert Jahren, als eben einmal ein rother, herrlicher Sonnenuntergang die Einförmigkeit des Waldes mit mannichfachen Lichtern und Schatten belebte, kam ein junger Gesell des Weges, nahm grade da, wo die Straße auseinander ging, sein schweres Bündel vom Rücken, und setzte sich unter einem alten Tannenbaume nieder. Seine schwarze Trauerkleidung stand seltsam genug zu dem muntern, jugendfrohen Gesichte, das der heiße Tag zwar tüchtig in Schweiß gebracht, dennoch aber durchaus mit keinem unfreundlichen Zuge belästiget hatte. Wohlgemuth strich der junge Mann das hellglänzende Haar aus dem großen, blauen Auge, sah auf das Bündel neben sich, und dann nach dem Himmel hinauf, gleichsam als ob er diesem nicht genug Dank dafür sagen könne.

So saß er denn bis der rothe Sonnenglanz völlig verschwunden war, und das bläuliche Mondlicht ihm eine leichtere Wanderung verhieß. Nur hätte er zuvor noch gern einen Menschen gesehen, theils um ihm seine innige Freude an Erde und Himmel mitzutheilen, theils um zu hören, welches der rechte, und wo möglich nächste, Weg nach Augsburg sei. Denn obgleich er dort schon gewesen war, so hatte er doch von dieser Seite die Reise noch niemals gemacht.

Wirklich bewegte sich jetzt durch das Dickicht etwas heran. Auch entdeckte sein gutes Auge bald, daß es ein menschliches Wesen war, was späterhin in Gestalt eines Köhlers an ihm vorüberging.

Guter Freund, so rief der Reisefertige ihn an, ohnfehlbar seid Ihr unter diesen Bäumen zu Hause, sagt mir daher doch, wie ich am schnellsten nach Augsburg kommen mag?

Da könnt Ihr mich auf diesem Fußsteige begleiten. Bei ganz gemächlichem Schritte müßt Ihr dann nach Tagesanbruch vor der Stadtmauer seyn.

Das war unserm Wanderer eine gar angenehme Post. Denn so gern er auch das schwere Bündel auf seinem Rücken trug, so fehlte ihm doch lange schon jemand, der ihm die Last seines Glückes tragen hälfe. Die theilnehmendste Miene hatte der Köhler freilich nicht. Sein Auge sah aus den Büschen der Augenbraunen so starr und lieblos über die Habichtsnase in die Welt hinein, als ob sein Herz längst mit zu Kohle verbrannt seyn müsse. Dazu klang seine Stimme so rauh und unerfreulich, daß es dem Reisenden auffiel. Doch schalt er sich selbst wegen seines anfänglichen Mißtrauens gegen den Alten. Ist er ja doch ein Mensch, dachte er. Was kann er dafür, daß ihm Gott kein einnehmender Gesicht verliehen und vielleicht der Kohlenstaub seine Stimme verdorben hat? Zudem sähe er auch wohl einnehmender aus, wenn die schwarzen Spuren eines traurigen Gewerbes seine Züge weniger entstellten! — Dabei ging des Jünglings Blick zum Himmel hinauf, dankend für Gestalt und Gewerbe, womit er sich dagegen so wohl versehen fühlte.

Führen Euch Geschäfte nach Augsburg? so fragte der Köhler, als sie den Weg schon angetreten hatten, und eine solche Frage war es eben, was der Erzählenslustige schon eine Weile erwartete, weil er so unter dem Vorwande einer erschöpfenden Antwort sein Herz besser, als ohne äußere Anregung, entschütten zu können glaubte.

Ja wohl, Geschäfte, versetzte er, und recht süße und liebe obendrein!

Hm, sagte der Andre, in dieser schlechten, nahrlosen Zeit wird es nicht jedem so gut. Laßt mich drum doch etwas von diesen Dingen und Euerm ganzen Treiben vernehmen.

Ich bin, so fing hierauf der Jüngling an, ich bin von Schwabmünchen, und meines Zeichens ein Schieferdecker, wie mein Vater seliger auch gewesen ist, heiße auch Franz Pilsner, wie er. Es gab große Noth in meiner lieben Eltern Hause, als ich das Handwerk ergreifen wollte. Die Mutter nämlich hatte viel dagegen. Mein Schatz, so sagte sie einsmals beim Frühstück zum Vater, als wieder die Rede darauf kam, ich habe ja Todesangst genug,

wenn ich dich oben in den Lüften herumklimmen sehe, soll ich denn nun auch noch den einzigen Sohn deiner fährlichen, wenig lohnenden Handthierung abgeben?

Bei dieser Rede wurde mir so übel zu Muthe, daß ich den Löffel kaum zum Munde bringen konnte. Denn ich hatte ein gar zu großes Wohlgefallen an der Schieferdeckerkunst und wußte recht gut, daß der Vater der Mutter Bitten und Wünschen immer gern zu Gefallen lebte. Diesmal aber war es nicht so; vielmehr sagte er: das heißt nicht wie eine gute Christin sprechen, mein Schatz. Habe ich dir doch tausend- und aber tausendmal gesagt, daß ohne des Herrn Willen kein Sperling vom Dache fällt. Wie magst du denn noch immerfort glauben, daß ein Mann, den sein Beruf hinauf in die Luft führt, der dort die heiligen Häuser des Allerhöchsten vollenden muß, daß ein solcher Mann weniger unter seiner Obhut stehe, als ein geringer Vogel? Und was den schlechten Lohn anlangt, so frage ich dich, wann sind wir, ich, du und unser Franz, hungrig zu Bette gegangen? — Daß wir

nicht Mammon zurücklegen können, ist wahrlich kein Unglück. Wenn nur unser Kind in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufwächst, dann wird der, der die Lilien auf dem Felde kleidet, ihm seine Nahrung auch zukommen lassen. Hiermit hob er die Hände auf und betete: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden, wer sich verläßt auf Jesum Christ, dem wird der Himmel werden. —

Aber, was ist Euch? so unterbrach der junge Schieferdecker hier seine Erzählung selbst, als sein Blick auf den Begleiter fiel, dessen Gesicht sich recht widerwärtig verzogen hatte.

Krämpfe, weiter nichts! antwortete der Alte, und Franz fuhr also fort: Schon glaubte ich, daß Ihr Anstoß nähmet an dem Verse, der freilich von einem lutherischen Probste, mit dem mein seliger Vater, wegen eines Kirchenbaues viel zu thun hatte, an ihn gekommen ist. Er hatte überhaupt manches von dem Probste angenommen, auch einige schöne Lieder bei Seite gelegt, und pflegte zu sprechen: Ob ich schon bei meinem wahren Glauben bis an's

Ende verharren will, so scheint mir doch manches, was Luthers Anhänger sagen, recht gut und tröstlich. Auch würde ihnen ja die Obrigkeit sonst keine Kirchen zugestehen! — Doch auf meine Geschichte zurückzukommen: Als der Vater denn so betete, da faltete auch die Mutter ihre Hände andächtig mit. Dann aber weinte sie sehr und nahm mich beim Kopfe und herzte und küßte mich.

In Gottes Namen denn! sprach hierauf der Vater und sie machte keine Einwendung weiter. Doch war sie nicht immer so gefaßt, und in der Folge brannten mich ihre rothen Augen manchmal tief im Herzen, wenn ich Abends mit dem Vater seliger nach Hause kam. Ich hätte aber die Handthierung nicht aufgeben mögen, um aller Welt Wunder nicht. Denn Ihr könnt gar nicht glauben, wie köstlich es ist, da droben von der Spitze eines heiligen Gotteshauses herunterzusehen, auf die kleinen Städte und Dörfer und Menschen, denen schwindelt, wenn sie von der Erde, an der sie kleben, hinaufblicken und dort einen gewahr werden, der dem Himmel so nahe lebt.

Nicht glauben könnt Ihr's, wie das Herz so weit und groß wird in den blauen Lüften, dicht unter dem Auge des Herrn, an dessen irdischer Wohnung man arbeitet! —

Die Krämpfe des Köhlers schienen zuzunehmen; denn sein Gesicht warf immer häßlichere Falten. Daher fragte der Schieferdecker wohlwollend, ob vielleicht das Sitzen ihm besser thun würde. Aber der Alte schüttelte den Kopf. Laßt Euch davon nicht irren, sagte er, und gebt mir nur mehr von Eurer Historie. Wo möglich, so behaltet den Ueberfluß an Bemerkungen und Nebendingen im Sinne, weil Manches davon wie gute Lehren aussieht, wogegen das Alter nicht sehr empfänglich ist.

Nach Euerm Gefallen! versetzte Franz weiter erzählend: Da ich sonach mein Werk mit Liebe trieb, so verging mir die Lehrzeit, ich wußte kaum, wie. Auch hatte ich die Freude, meine Mutter mit mir und meinem Stande zufrieden zu sehen, als sie von meiner Tüchtigkeit hörte, und am Tage, wo ich losgesprochen ward, die Meister meinen Kenntnissen das beste Zeugniß ertheilten.

Während meiner Gesellen- und Wanderjahre hatte ich Gelegenheit, manche schöne Arbeit zu fertigen, und wie ich zurück in der Aeltern Haus kam, war mein Vater schon so schwach geworden, daß er wenig mehr verrichten konnte. Ich ward daher Meister, und erhielt durch ihn gleich Anfangs eine schöne Kundschaft, so daß ohne mich in der Gegend so leicht keine Kirche gedeckt oder erneuert wurde.

Eine gar schlimme Zeit stand ich während seiner letzten Tage aus. Auch sie ging jedoch vorüber, und es gewährt mir noch immer Beruhigung, wenn ich seiner Todesstunde gedenke. Ach, er starb gar so schön! In der Entzückung sah er rings um sich einen Kreis frommer Heiligen und Wunderthäter, von deren Abglanz sein eigenes Gesicht schon wie im Sonnenlichte der Verklärung uns anlächelte. —

Weiter, nur weiter! rief der Köhler ungeduldig, und laßt den Alten in der Grube seyn. Weiß man doch schon, was es bei Begräbnissen für Umstände ohngefähr geben kann. Kommt zu dem, was nun mit Euch wurde, und ob ihr ledig bliebt, oder heirathetet. —

Wenn's meiner Mutter nachgegangen wäre, fuhr Meister Pilsner fort, so hätte ich sogleich nach der Trauerzeit dazu gethan. Aber ich hatte damals die Rechte noch nicht kennen gelernt und eine Andere stand mir nicht an. Und da ich in der Gesellen- und Wanderzeit mich immer gehütet hatte, ein vorschnelles Bündniß einzugehen, wie nahe mir's auch einigemal gelegt worden, so wollte ich als Meister nicht unbehutsamer verfahren. Ich hatte darüber fast tagtäglich meinen Streit mit der Mutter, bis ich eines Tages nach Augsburg wandern mußte, um einen dortigen sehr schadhaft gewordenen Kirchenthurm zu erneuen. Da lernte ich denn einen Steinmetz, den Meister Hans Holding, kennen, einen wackern, gottesfürchtigen Mann, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand, und auch Gefallen daran hatte, wenn ich ihm von dem meinigen erzählte. Der Mann besaß eine Tochter, Aennchen mit Namen, eine Jungfrau von sechzehn Jahren, wie ich noch keine gesehen hatte. Da war es das erste Mal, daß ich mit Ernst an's Heirathen dachte, und der Gedanke ward immer fester und leben-

diger in mir, denn eine frömmere Hausfrau und bessere Wirthin war wohl weit und breit nicht aufzufinden. Hätte ich nur gewußt, ob sie mich leiden möchte, dann wäre mein Erstes gewesen, bei Meister Hansen um ihre Hand anzuhalten. Aber das sittsame Kind war hierin durchaus nicht zu ergründen. Sie schlug bei meiner, wie bei jeder männlichen Anrede, die Augen nieder, und antwortete kurzweg. Daß sie dazu bisweilen roth wurde, das glaubte ich gar nicht mir zu Gunsten auslegen zu dürfen.

Ein Umstand, der mich jetzt einige Tage von dem Besuche des Steinmetzen abhielt, war mein Verdruß über einen Mann meines Handwerks, den ich, um den Thurm desto früher zu vollenden, mir weither verschrieben hatte. Ich war dem Rufe, dessen er in unserm Fache genoß, ganz allein nachgegangen, und fand nun, als er kam, einen verwilderten, von aller christlichen Demuth weit entfernten Gesellen, der, wo sich's thun ließ, das Heilige und Ehrwürdige mit seinem Spotte zu besudeln suchte.

So sollte denn an dem Werke, das ich mit

Liebe und Andacht angefangen, ein Mann arbeiten helfen, in dessen hoffärtigem Herzen weder Liebe noch Andacht Platz nehmen konnte!

Ich machte mir um so mehr Vorwürfe darüber, da seine Anherokunft ganz allein mein Betrieb gewesen war und ich nun solchemnach selbst den Thurmbau verwahrloset zu haben glaubte.

Mein Unmuth über das alles war so groß, daß ich mich fürchtete, Andere damit anzustecken und deshalb mehrere Tage nach dem Feierabende in meiner Klause allein zubrachte.

Aber die Sache drohte nur schlimmer zu werden. Mein Mitmeister hatte die erste Zeit seines Dortseyns, ohne alle Noth und Ursache in benachbarten Wirthshäusern verloren, und kam jetzt eines Morgens plötzlich, um mich nach dem Thurme abzuholen und dort mit zu arbeiten. Schon auf dem Wege dahin hatte ich viel Aergerniß. Auf mein Ermahnen, als wir die Thurmtreppe hinaufgingen, daß es nun wohl Zeit werde, zu bessern, gottseligen Gedanken und Reden, gestand er unverholen, er habe dergleichen zu keiner Zeit.

Da wandelte mich ein Grauen an vor dem Manne. Ich fragte, ob ihn denn droben in der Luft kein Schwindel befalle, wenn er seine Arbeit ohne Andacht und Gebet anfange, welches mich ganz allein auf dem Gemsenpfade unseres Handwerkes sicher stelle.

Aber er lachte dergestalt, daß die engen Wände wiederhallten, und ich nothgedrungen war, ihm diese Ungebühr ernstlichst zu verweisen.

Das Strafgericht blieb nicht aus. Kaum hatte er sich oben zur Arbeit angeschickt, als sein Fuß ausgleitet, und er vom hohen Thurme auf den Platz hinunterstürzt.

Wie ich nun zitternden Schrittes die Treppe hinab und unten zur Kirche herauskomme, da ist bereits ein dicker Haufe Volks um den Todten versammelt und nicht weit von mir fragt eine Stimme: Um Gotteswillen, der Schieferdecker, ist's wahr?

Da wende ich mich eiligst um, denn ich kenne die Stimme, und ihr angstvoller Ton drang mir durch Mark und Bein. Und siehe da, es war wirklich Aennchen, des Steinmetzen

liebliche Tochter, deren rothblühendes Gesicht der Schrecken in bleichen Schnee verwandelt hatte.

Aennchen! rief ich ihr zu. Da erblickte sie mich und sprach: Gott Lob und Dank, Ihr also nicht, Meister! Dazu reichte sie mir voll Freude die Hand und schöner als ihr Gesicht damals, kann der Cherub am Throne schwerlich leuchten.

Des Schieferdeckers Fall war ihr zu Ohren gekommen, und da sie von dem neuen Gehülfen nichts wußte, hatte sie mich für den Verunglückten gehalten.

Ob sie schon merkte, daß ihre Angst und die darauf folgende plötzliche Freude sie verrathen hatten und sich daher sogleich zurückziehen wollte, so wußte ich doch nun, wie ich mit ihr dran war und rief: Aennchen, liebstes Aennchen, der Augenblick will mir wohl, drum frage ich sogleich, darf ich bei Euerm Vater um Euch werben?

Da kehrte sich zwar ihr Auge zur Erde, aber ihr Herz, so fühlte ich, blieb doch bei mir. Dazu sagte mir, wie sie mich nun verließ,

ließ, der halbe Abschiedsblick, daß mein Wunsch auch gewiß der ihrige war.

Je freundlicher mich das Glück ansah, desto eifriger ward nun mein Gebet für den Verunglückten und daß sein zeitlicher Tod ihn von der ewigen Strafe erlösen möchte. Zugleich bestärkte mich sein und mein Schicksal darin, daß alles mit Gott anzufangen sei, und ich arbeitete noch den ganzen Tag freudig und unverzagt an dem Kirchenbaue.

Abends machte ich mich bei Zeiten auf den Weg zu Meister Holdingen, den ich allein fand, und brachte, da ich sein Wohlwollen gegen mich kannte, mein Wort sogleich ohne Scheu und Rückhalt an. Aber zu meinem großen Erschrecken schüttelte der Mann den Kopf.

Ihr seid mir lieb und werth, Meister Pilsner, sagte er, doch weiß ich aus Euerm Munde, daß Ihr bis jetzt nichts habt erübrigen können. Mir ist es nicht besser gegangen; daher darf meine Tochter weder auf Mitgift noch auf Erbe rechnen. Was aber soll aus ihr werden, wenn ich todt bin, und Ihr vielleicht zu gleicher Zeit aus der Welt gehen

sölltet. Alle Ehre Euerm Handwerke, es ist schön und zwiefach schön, wenn man Euch davon reden hört. Aber es ist auch höchst gefährlich, wie der heutige Tag erst bewiesen hat. —

Hier unterbrach ich ihn und suchte ihm den Grund zu dem Unfalle in meines Mitmeisters Frevel zu zeigen. Doch er schüttelte abermals den Kopf und stellte Beispiele von — wie er sagte — sehr frommen Schieferdeckern auf, die ihren Tod also gefunden hatten. Vergebens waffnete ich mich mit den Gründen, die mein seliger Vater sonst immer gegen die Mutter zu Erhebung unserer Handthierung gebraucht hatte. Er könne, sagte er, mir seine Tochter nur dann geben, wenn ich etwas zurückgelegt haben würde, wovon sie ihr Witthum in Ehren hinzubringen vermöge.

Da nun sobald an ein solches Glück nicht zu denken war, so machte mich sein Starrsinn sehr traurig. Denn ich hatte zwar in meiner Heimath einen reichen Rechtsgelehrten zum Vetter. Der aber wollte mir übel wegen meines Gewerbes, das seinem hochmüthigen Sinne

zu gering dünkte; weshalb er auch in früherer Zeit alles anwendete, mich davon abzuziehen, und mir, als nichts fruchten wollte, sein Haus gänzlich verbot.

Späterhin hatte ich mehrmals versucht, ihn mir wieder zu gewinnen. Doch alles umsonst. Er erklärte, daß er nichts von mir wissen, und daß ich, obschon sein nächster männlicher Verwandter, auf keinen Pfennig Erbe von ihm rechnen möchte.

Aennchen, als sie von ihres Vaters Gesinnung hörte, ward über alle Maßen betrübt, und da auch ihre Vorstellungen nicht anschlugen bei ihm, so entdeckte sie mir eines Tages, daß sie nach vielem Ueberlegen gefunden habe, ein Sprung in den Fluß würde ihr am besten von ihrem Unglücke helfen. Darüber entsetzte ich mich denn außerordentlich, stellte ihr vor, daß nur der böse Feind ihr diesen Gedanken eingegeben habe, von dem sie sagte, daß er gar nicht aus ihrer Seele weichen wolle. Meine Bitten und ihr Gebet brachten es aber endlich so weit, daß davon nicht mehr die Rede war. Ach, ich durfte ihr gar nicht sagen,

daß mir selber oben auf dem Thurme die Verzweiflung manchmal eingab, meinem Leiden durch einen Sturz hinunter ein Ende zu machen! Aber das Gebet, das ich nie unterließ, stärkte auch mich gegen den bösen Satansrath, so daß ich den Kirchthurm glücklich zu Stande brachte.

Beim Abschiede, der, wie Ihr leicht denken könnt, gar bitter und schmerzhaft war, versicherte mir Aennchen von freien Stücken, sie werde mir treu bleiben, und nie einem Andern angehören. Ihr Vater machte zwar eine finstre Miene, doch sagte er weiter nichts dazu, drückte mir auch herzlich die Hand. —

Ihr werdet begreifen, daß ich allen Sinn und Witz anstrengte, um zu sparen und die Bedingung zum Glücke meines Lebens zu erfüllen. Allein meinem heißen Verlangen nach der Vereinigung mit Aennchen förderte es dennoch nur schlecht. Desto froher mußte mich die Nachricht machen, daß mein reicher Vetter, von der letzten Krankheit plötzlich überfallen, auf seinem Todbette endlich doch in sich gegangen war und mich zum Erben eingesetzt hatte. Da bin ich denn nun, trage das Erbtheil in

schönen Goldstücken bei mir, und freue mich für's Erste auf nichts so sehr, als auf den Augenblick, wo ich das blanke Geld vor Meister Holdingen hinschütten werde. So verläßt doch Gott keinen, der ihm vertraut, und wer weiß, ob er nicht schon früher auch hierin auf irgend eine Weise an mich gedacht, hätte ich meinen Kleinmuth immer besser bezwingen wollen. —

Meister, so sagte der Köhler, als Franz inne hielt, Ihr habt noch ein gutes Zutrauen zum Leben und dessen zufälligen Geschenken. In meinen Jahren weiß man besser, wie viel darauf zu bauen ist. Warum seht Ihr mich so mißtrauisch an? Doch wohl, weil meine Rede Euch nicht wohlgefällt. Aber die Wahrheit ist stets ein bitteres Kraut gewesen. — Um nur bei Euch und Euerm Gelde hier stehen zu bleiben, gesetzt nun alles gelänge, und Ihr bekämt Aennchen wirklich; meint Ihr, daß Euch damit ein ewig heiteres Paradies aufgeschlossen sei? Wenn auch — was fast die Unmöglichkeit setzen hieße — alles mit der Frau nach Wunsche ginge, so werden andere

Dinge, zum Beispiel das Geld, Euch nun zu schaffen machen. Zeither habt Ihr bloß von Euerm Verdienste gelebt, und wißt noch gar nicht, was Gold und Silber für gefährliche Metalle sind, und wie sie den Eigenthümer treiben und drängen, auf ihre Vermehrung auszugehen. Erst werdet Ihr zu thun haben, Euer Geld sicher unterzubringen. Es wird Euch, wenn es nicht sogleich möglich ist, Euern ruhigen Schlaf kosten, und, wenn es in fremde Hände übergeht, immer der Gedanke quälen, ob an der Sicherheit nicht noch etwas ermangele. Mit Einem Worte, wenn Ihr vorher durch das Entbehren der Braut unglücklich waret, so werdet Ihr Euch bald durch Eures Geldes Besitz noch unglücklicher fühlen. Es kommt dazu, daß Ihr mit Gelde überhaupt nicht umzugehen wisset und viel zu offenen Herzens seid, für einen begüterten Mann.

So meint Ihr wohl, versetzte Meister Pilsner, ich möchte meinen freien, frohen Sinn um so schlechten Metalles willen verläugnen oder aufgeben?

Eins oder das andere! antwortete der Köh-

ler. Zu fremden Herzen ist Geld oft der Schlüssel, aber das eigne Herz des Geldbesitzers muß ewig verschlossen seyn, will er nicht stets in Gefahr kommen, jenes Hauptschlüssels verlustig zu gehen. So entdecket Ihr mir, einem Unbekannten, bei Nacht, im Walde, den Schatz, den Ihr mit Euch führt; wie unklug! Wenn ich nun jetzt wegginge, um mit Gehülfen zurückzukehren, und Euch des Schatzes, ja wohl gar des Lebens zu berauben? —

Der Fall, den der Köhler hier setzte, hatte Franzen wirklich stutzen gemacht. Er ward aufmersam auf das Unbesonnene seiner Mittheilung und dankte dem Warner.

Seht mich an, fuhr dieser lächelnd fort. Unstreitig meint Ihr, daß unter so altem, abgenutztem Kittel schwerlich etwas von Geld und Gut verborgen seyn könne. Gleichwohl würde ich sehr anstehen, mit Euch zu tauschen, was auch Euer Schatz betragen mag. Auch könnte ich es nicht wohl, wenigstens nicht ohne Euch — was ferne von mir sei! — schändlich zu betrügen, weil das Geldstück, das ich besitze, nur

in meiner Hand wucherliche, aber sehr wucherliche, Zinsen trägt.

Dabei zog er einen harten Thaler hervor und sagte: Betrachtet diese Münze und Ihr werdet nichts Auffallendes daran entdecken. Dennoch hat sie vor vielen ähnlichen das voraus, daß sie dem rechtmäßigen Besitzer in jeder Nacht ein gleichgroßes Geldstück zubringt.

Wohl also gar ein sogenannter Heckethaler? fragte Franz das Stück mit Verwunderung ansehend. Ich habe immer keinen rechten Glauben gehabt an die Wahrheit der Sache.

Von der könnt Ihr Euch bald überzeugen. Leert einmal eine meiner Taschen, und legt, damit keine Täuschung möglich sei, den Thaler mit eigener Hand hinein. Mit Anbruch des Morgens, dem wir entgegensehen, untersucht dann die Tasche wieder, und wenn hernach nicht Zwei, statt Eines Geldstücks, darinnen liegen, so mögt Ihr mich kurzweg einen Lügner schelten.

Auf des Köhlers nochmaliges Verlangen leerte Franz hierauf wirklich eine der Taschen desselben und that das Geldstück hinein. Dar-

auf sprachen sie noch viel und mancherlei über den Gegenstand, bis endlich der Alte sagte: Wahrlich, Meister, solch ein Thaler wäre, so viel ich Euch kenne, für Euch besser, als jeder andere Schatz, weil der Stamm Eures Vermögens sich dann doch leicht verbergen ließe, überdies dadurch die fremde Habsucht nicht sonderlich gereitzt werden kann, weil er in keines als des rechtmäßigen Erwerbers Hand solche Wunder verrichtet.

Hm, erwiederte der Schieferdecker, wo kann man zu dieser Art Geld gelangen?

Davon hernach, wenn Ihr die Wahrheit der Sache geprüft haben werdet. Doch da zeigt sich ja wohl der Morgen schon. Sehet zu in meiner Tasche und das Kunststück wird fertig seyn.

Erstaunt zog Franz hierauf wirklich zwei Thaler heraus, wovon der neue sich durch sein, wie eben erst aus der Münze kommendes Gepräge auszeichnete.

Ei, so sagt mir doch, Lieber, wie solche Geldstücke erworben werden! sprach der junge Mann hastig.

Durch eine nicht allzuschwere Ceremonie, antwortete der Alte. Doch gehört eine andere Jahreszeit dazu. Habt Ihr auf künftigen Winter noch Lust, einen solchen Thaler zu besitzen, so kommt — aber kurz vor Weihnachten — dort in meine Hütte, da sollt Ihr durch mich die nöthige Anweisung erhalten.

Als nun jetzt die leichtschimmernden Vorboten der Sonne an dem Himmel heraufflogen, so verlor Franz mit Einem Male jeden Gedanken an Geld und Gut und sagte: Da hat mich mein seliger Vater noch ein schönes Lied gelehrt, das sich diesmal recht gewaltig nach meinen Lippen herausdrängt. Und er fing mit reiner Stimme an: Wach auf mein Herz und singe den Schöpfer aller Dinge.

Halt, sprach der Köhler finster, den Singsang kann ich unmöglich abwarten. Lebt wohl und vergeßt meine Hütte nicht. Zugleich eilte er, was er konnte, auf diese zu.

Das nahm Franzen Wunder. Daß eine Stimme jemandem so recht im Grunde des Herzens zuwider seyn könne, das hatte er selbst an dem Köhler erfahren, bei dessen Tone ihm

allezeit das Herz weh that. Aber sein Gesang war doch ein ganz anderes Ding und in der Vaterstadt so berühmt, daß man, wie er noch zu Hause lebte, ihn überall zum Singen veranlaßte, ja der Bischof ihn gern unter seinen Chorsängern gehabt hätte.

Indessen vollendete er sein Lied, und meinte, daß dessen lutherischer Ursprung das Ohr des altgläubigen Mannes verletzt habe.

Jetzt traten schon die Kirchthürme zu Augsburg hervor und ihre Glockentöne gingen ihm besonders freundlich zu Herzen. —

Im Holdingschen Hause gab es viel Jubel über Pilsners Glück. Der Alte, außer sich für Freuden, herzte und küßte den künftigen Schwiegersohn ohne Aufhören, und Aennchen sah erröthend in diesen Umarmungen ein holdes Bild ihrer eigenen Zukunft. Franz mußte indessen bis zur Heirath die Trauerzeit abwarten und am folgenden Tage wieder zurück, weil er in der Heimath zu thun hatte.

Nun, sagt mir nur, Meister Pilsner, sprach der Steinmetz, warum Ihr Euer Gold mit hierher gebracht? Meint Ihr, ich hätte,

wenn Ihr mir von dem Besitze desselben bloß gesagt, Euerm ehrlichen Worte mißtrauen mögen?

Das nicht, antwortete der Bräutigam, aber eines Theils wollte ich Euch doch mit dem blanken Haufen ergötzen, andern Theils ihn hier gerne zurücklassen bis zur Hochzeit.

Nein, Meister, versetzte der Steinmetz, nur das nicht. Mein Haus ist zu ungewohnt, Gold zu beherbergen. Wie leicht könnte etwas damit vorgehen. Tag und Nacht fehlte mir die Ruhe, wenn es in meinen vier Pfählen bliebe.

Franz lächelte über den Scherz, wofür er's Anfangs hielt. Allein bald merkte er, daß es des Mannes völliger Ernst war, und da sich auch niemand Bekanntes sonst in der Stadt fand, wo er das Geld hätte unterbringen können, so sah er sich genöthigt, es am andern Morgen wieder mit zurückzunehmen.

Dieser Umstand wies ihn auf das Unbequeme des Besitzes von Schätzen und die Warnung hin, die ihm der Köhler neulich gegeben hatte. Daher sah er sich auf seiner

Rückreise häufig und schüchtern um, und sie war im Ganzen bei weitem nicht so sorgenfrei, als der Hinweg gewesen war.

Wie, wenn der Köhler bloß, um mich vor ihm sicher zu machen, die Warnung gegeben hätte, dachte er, als er bei seiner Hütte vorüberkam, wie wenn er wirklich Anstalt träfe, einen Raub an mir zu verüben! Sein abschreckendes Gesicht, die widerwärtige Stimme, die Scheu vor frommen Gesängen, das alles bestärkte ihn nur mehr in dieser Vermuthung. Daher beschloß er denn auch die Nacht nicht unterweges, sondern in einem Wirthshause zuzubringen.

Aber sein Schlaf war nicht der beste. Bei jedem Geräusch im Hause und Hofe wachte er auf, einen Einbruch fürchtend, der seinem Eigenthume gälte. Dazwischen träumte er viel, unter andern auch vom Köhler und dessen Heckethaler, und die Vorzüge des letztern vor sonstigem Vermögen traten ihm immer mehr in's Licht.

Zu Hause, wo er am folgenden Tage glücklich anlangte, beruhigte er sich nach und nach,

wegen der mit seinem Besitze verbundenen Gefahr. Auch verstärkten sich, je mehr der Eindruck von dem schlimmen Ansehen und der rauhen Stimme des Köhlers aus seinem Gedächtnisse verschwand, die schon früher von Zeit zu Zeit eingetretenen Vorwürfe über den Verdacht gegen den Mann, der ihm doch selbst seine Unterstützung zum Erwerb eines Heckethalers zugesagt hatte.

Der Todesfall seiner geliebten Mutter versetzte Franzen, als er die Trauerkleidung wegen des Vetters schon abzulegen gedachte, in eine zweite, schmerzlichere Trauer, und schob den Hochzeittermin bis in das neue Jahr hinaus.

Mit der Mutter Tode fing überdies Franzens Noth, wegen der Sicherheit seines Geldes von neuem an. Denn ein Grundstück, wie er zu erkaufen wünschte, fand sich damals grade nicht, eben so wenig wollte sich ein Mann finden, dem er sein Geld gern anvertrauet hätte. Da nun seine Geschäfte in der Gegend nicht abrissen, so mußte er das ganze Kapital auf Gerathewohl in der einsamen Wohnung zurücklassen, und die Sorgen deshalb begleite-

ten ihn überall. Er verfiel darum auch häufiger als zuvor auf den Gedanken an das große Glück eines Heckethalers.

Eines Tages, schon tief im Herbste, wo Meister Pilsner zu Deckung eines benachbarten Schlosses berufen war, fand er beim Mittagessen im Wirthshause einen Mann auf der Ofenbank sitzen, dessen Gesicht ihm sehr bekannt vorkam. Als jener zu sprechen anfing, erinnerte ihn die widerwärtige Stimme auch sogleich an den Köhler, dem die Züge des Fremden außerordentlich ähnelten. Nur schien dieser jünger, als jener, auch trug das Gesicht keine Spur vom Kohlenstaube.

Franz konnte sich nicht enthalten, seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem Waldbewohner gegen ihn zu gedenken. Da hörte er denn, daß dieser sein Bruder sei, und bald kam die Rede auf dessen erstaunliche Kenntniß der Naturkräfte und höhern Wissenschaften überhaupt.

Beim Glase traulicher mit dem Fremden geworden, erwähnte Franz endlich in Bezug auch diese Wissenschaften den Heckethaler, den der Köhler besaß.

Ja, sagte der Andere, das ist grade der Punkt, um deswillen ich mit ihm zerfallen bin. Während er nämlich, wie ich recht gut weiß, manchem Fremden das Geheimniß, dazu zu gelangen, ohne Umstände mitgetheilt hat, will er gegen mich, seinen leiblichen Bruder, nicht damit heraus, und bloß darum nicht, weil ich, seiner Meinung nach, kein rechter Hauswirth bin, und dergleichen Dinge nur der Ordnung zu gut kommen sollten. — Indessen weiß ich jetzt auch ohne ihn zu solch einem Kleinod zu gelangen, und denke es nächste Weihnachtsnacht in's Werk zu setzen. Zwar versteht mein Bruder die Sache unfehlbar leichter abzuthun, denn meine Art, den Heckethaler zu erwerben, hat allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber, besser doch die größere Mühe nicht geachtet, als die Sache ganz aufgegeben. Und, wie gesagt, in kurzen sechs Wochen, denke ich, den Heckethaler in der Tasche, meinen werthen Herrn Bruder mit seinem großen Geheimnisse weidlich auszulachen.

Mit einiger Schüchternheit äußerte Franz den Wunsch auch etwas von der Sache zu erfahren.

Herz-

Herzlich gern will ich Euch entdecken, was ich weiß, sagte der Andere, denn nichts ist mir verhaßter, als der leidige Geheimnißkram. Und probat, darauf verlaßt Euch, ist mein Mittel. — In der Christnacht nämlich findet man sich auf dem ersten, besten einsamen Kreuzwege ein. Sobald die Glocke eilf ausgeschlagen hat, fängt man hier an, einen Kreis von Thalern um sich herum zu legen. In diesen Kreis setzt man sich hinein. Dann zählt man das Geld, erst vorwärts, darauf wieder zurück, und fährt damit eine ganze Stunde fort. Mit dem Schlage zwölf erhaltet Ihr hierauf den Heckethaler. —

Das alles? rief Pilsner erstaunt und zweifelnd.

Nichts weiter!

Wahrlich eine kinderleichte Kunst! Gleichwohl spracht Ihr vorhin von Schwierigkeiten! —

Nun, ist denn die Herbeischaffung der Thaler, die zum Kreise gehören, nicht schon eine ziemliche Schwierigkeit?

Franz freute sich darüber, daß diese bei ihm so gut wie überwunden war.

Und dann — fuhr der Andere fort — gehört auch Muth und Hoffnung dazu. Denn während des Geldzählens ist es keineswegs so einsam und ruhig, wie jetzt hier im Wirthshause, wo weder Wirth noch Wirthin, noch sonst jemand zu erblicken ist. Vielmehr wird es gar mannichfach um Euch herum sausen, und schwirren und stöhnen und heulen und rasseln. Alle gräßliche Töne und alle scheußliche Gestalten werden auf Euern Kreis von allen Seiten eindringen. Besonders arg toben wird es Euch im Rücken, und immer seyn, als ob Euch jemand allaugenblicklich nach dem Nacken führe. Da müßt Ihr denn standhaft ausharren und ja nicht Euch danach umsehen wollen, auch beileibe nicht, im Zählen: eins, zwei, drei und so weiter, für Angst und Schrecken etwan eine Zahl übergehen. Denn sonst ist es um Euer Leben geschehen und Euch das Gesicht im Nu auf den Rücken gedreht! —

Und wer, so fragte Franz mit leiser, bebender Stimme, wer ist es, der so viel Schrecknisse erregt; wer verschafft mir den Heckethaler, wenn ich mich nicht irren lasse?

Ein Wesen höherer Art, einer, den sie im gemeinen Leben den Bösen nennen.

Da sprang der junge Meister tief erschüttert von der Bank auf und sprach: Ferne sei von mir solch eine Gemeinschaft. — Nein, nein, nein! Wenn es kein besseres Mittel giebt, den Heckethaler zu erlangen, so soll er Zeitlebens nicht mein werden. —

Hm, versetzte der Andere, Ihr seid auch gar zu bedenklich, Freund. Im Grunde ist es ja weiter nichts, als dem sogenannten Bösen eine nützliche Sache abtrotzen; ihn zwingen, Euch glücklich zu machen!

Nein, schon die bloße Gemeinschaft ist Frevel und Sünde! so sprach Franz, ein Kreuz schlagend und verließ den Mann, der ihm noch höhnisch nachrief: So wendet Euch denn an meinen saubern Bruder, der auch vom Teufel nichts wissen will! —

Pilsner fühlte sich herzlich froh, als die Thüre zwischen ihm und dem Manne war, dessen Züge mit jedem Worte tückischer zu werden schienen.

Wie erschrak er aber, als er am folgenden Abende, bei der Rückkehr in die Heimath, die Schlösser seiner Wohnung aufgebrochen und seine ganze Baarschaft nicht wieder fand. So erlosch denn auf Einmal der Glücksstern wieder, dessen er sich zu freuen kaum angefangen hatte! Alle Nachforschungen von seiner und der Obrigkeit Seite blieben vergebens, und sein Zustand war noch niemals schlimmer gewesen. Der Beruf ward ihm lästig, der Schlaf floh ihn, und nichts schien ihm ein besseres Loos wieder zu versprechen, als die Erlangung eines Geldstückes, das sich in jeder Nacht vermehrte. Zwar würde sein künftiger Schwiegervater den fortdauernden Besitz des Geldes bei ihm vorausgesetzt haben, wenn er ihm den Diebstahl nicht selbst entdeckte. Allein ein Verheimlichen der Sache dünkte ihm immer ein heimlicher Betrug, der Betrug um ein köstliches Kleinod, wie seine Tochter war, die der Mann nun einmal dem unbemittelten Werber nicht geben wollte. Und Betrug — im ganzen Leben hatte er sich dessen noch nicht schuldig gemacht; daher scheute er selbst sein Glück damit zu erkaufen.

Das beste Auskunftsmittel schien ihm noch der Gang zu dem bewußten Köhler, da, wie dessen Bruder doch selbst geäußert hatte, dieser eine bessere Art, den Heckethaler zu erwerben kannte, auch vom Teufel nichts wissen wollte.

Zwei Tage vor dem heiligen Weihnachtsfeste machte er sich daher auf den Weg. Ach, wie ganz anders war dieser in der kurzen Zeit geworden! Die Hoffnung, deren erfreuliche Farbe ihn und den ganzen Wald bekleidet hatte, war völlig aus seiner Brust verschwunden. Dazu lag in dem Schnee ringsum ein einziges, großes Leichentuch ausgebreitet, das seinen heißen Gefühlen schmerzliches Weh bereitete. Denn, wie sehr er auf die Hülfe des Köhlers rechnete, so lauerte doch dahinter immer auch eine Furcht, die ihn des Genusses seiner Erwartung nicht froh werden ließ. Der Köhler und dessen Bruder, wie ähnlich sahen sie einander. Wenn nun der Unterschied zwischen ihren Mitteln, zum Heckethaler zu gelangen, auch nicht wesentlicher war, als der zwischen ihrer Person? Wenn der Bruder des andern Abneigung vor dem Teufel ihm nur angedichtet hätte? Wenn beide

vereint arbeiteten, ihn in ein trauriges Labyrinth zu verwickeln? —

Inzwischen langte er vor der verschneiten Hütte des Waldbewohners gegen Abend an. Auf des Wanderers Pochen öffnete der Schwarze. Franzen schauerte bei dem Willkommen. Entweder war des Köhlers Stimme noch krächzender, dessen Züge noch widriger geworden, als im Sommer, oder des jungen Meisters damaliger Frohsinn hatte die häßliche Erscheinung ein wenig überglänzt; indessen brachte der Wanderer seine Worte an.

Habe ich's doch gedacht, erwiederte der Köhler, daß Euer Glück nicht lange Euer bleiben würde. Nun, wie ich versprochen, so stehe ich jetzt mit Freuden zu Dienste, um Euch etwas Dauernderes zu verschaffen.

Seufzend fragte Franz gradezu, ob auch die Erwerbung des Heckethalers seiner Seele keinen Nachtheil bringen könne?

Ihr seid ein Kind, antwortete der Köhler lächelnd. Zwar giebt es Mittel und Wege dazu, die etwas bedenklich sind. So macht man Kreise mit Geld auf Kreuzwegen um sich

her, die besser unterbleiben würden. Meine Art aber ist höchst einfach, beruht auch auf eitel Ceremonien, ohne welche die Geister nun einmal ihre Dienste verweigern. Ihr lauft nämlich — aber noch in dieser Nacht, zwischen eilf und zwölf muß es geschehen — mit einem Sacke, worin eine schwarze Katze steckt, dreimal um die nächste Kirche herum. Ist dieses geschehen, so werdet Ihr einen Mann an der Hauptkirchenthüre wahrnehmen, auf den geht Ihr zu und gebt ihm das Thier mit der linken Hand, wofür Ihr in die rechte den Heckethaler erhalten werdet. Der Mann wird hierauf die Katze in tausend Stücken zerreißen. Während dies geschieht, müßt Ihr jedoch eilen, um unter Dach zu gelangen. Denn wird er früher mit der Katze fertig, so kommt er Euch nach und es ist um Euren Hals gethan. —

Franz schauderte zurück. Und wer ist der Mann? fragte er, mit kaum vernehmbarer Stimme.

Ein Wesen höherer Natur, das versteht sich, antwortete der Köhler unwillig. Wer mag die Namen der Geister wissen!

Aber doch ein feindseliges Wesen, wenn es so sein Absehen auf mein Leben richtet? versetzte der Schieferdecker. Wie möchte ich aus solcher Hand mein Heil erwarten!

Ei, fiel der Alte mürrisch ein, Grübler, wie Ihr, taugen wenig zum Verkehr mit Geistern. Wo es auf Unbegreifliches ankommt, muß man den Vorwitz bei Seite stellen. Da legt Euch nieder; denn Eure Fassungskraft wird allzuschwach. Nach zehn Uhr will ich Euch wecken. Mögt Ihr dann nach der Stadt gehen und thun, wie ich gerathen habe, oder die Zeit versäumen, mir kann das gleich gelten. Auf Dank leiste ich gerne Verzicht; nur muß niemand thun, als ob der Dienst, den ich ihm erweisen will, mir Vortheil brächte!

Franz wollte sich entschuldigen; allein ein Schlaf, wie durch Zauberkraft, bemächtigte sich seiner sogleich mit ganz unwiderstehlicher Gewalt.

Ihm träumte von Aennchen. Sie standen beide auf der Spitze eines Felsen, dessen eine Seite allmählig in das lieblichste Blumenthal, die andre hingegen schnurgrade hinab an furcht-

bar hervorstehenden Steinspitzen in einen Fluß führte. Aennchen beschwor Franzen bei Liebe und Leben, die Nacht nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, da er ihres Vaters Grundsatz kenne. Aber Franz war auch durch ihre Bitten und Thränen nicht zu bewegen. Und siehe, Aennchen, durch die Verzweiflung bis zu des Abgrunds äußerstem Rande hingezogen. Franz, von allen Furien verfolgt, ihr nach! Zu spät. Schon hängen zerrissene Kleidungsstücke an dem Felsen. Und drunten im Flusse erhebt sich die blutende, halbzerschmetterte Gestalt noch einmal, um dann nicht wieder gesehen zu werden. Franzens Entsetzen will sich in einem Schrei Luft machen. Es fehlt ihm die Stimme. Er will ihr nachstürzen. Da fühlt er sich zurückgehalten und erwacht in den Armen — des Köhlers, der ihm andeutet, daß es nun Zeit sei, dem Werke nachzugehen, oder solches aufzugeben.

Trotz dem schrecklichen Gesichte, das der Erwachte jetzt an dem Alten wahrnimmt, glaubt er doch in ihm seinen Rettungsengel zu erblicken.

Wo ist die Katze? ruft Franz.

Dort schläft eine im Winkel.

Im Nu ist das Thier genommen und ein Sack dazu.

Gelt, der Schlaf ist der Vernunft ein guter Lehrmeister? fragt der Köhler lachend, und Franz eilt, den sehr widerspenstigen Sack auf der Schulter, zur Hütte hinaus. —

Trotz der außerordentlichen Nachtkälte trieb ihm der Traum doch noch immer den Schweiß über das Gesicht. Aennchens letztes Aechzen beim Hinabfallen schien vor ihm herzugehen, und der Mond, die ganze weiße Schneefläche beleuchtend, in jedem Schatten seiner Schöpfung ihr Händeringen nachzubilden.

Da stieg der nächste, Franzen wohlbekannte Kirchthurm, zu Augsburg vor ihm auf. Als ob die Katze dessen Nähe merke und sich davor entsetze, so strengte sie jetzt plötzlich wieder alle Kräfte und Krallen an, um dem peinlichen Gefängnisse zu entkommen.

Franzen selbst hatte der Thurm diesmal etwas Riesenhaftes und Schreckliches, wie sein Vorhaben, dessen ganzen, unermeßlichen Umfang

er jetzt zum erstenmale übersah. Er konnte sich nicht mehr verheimlichen, daß der Geist, mit dem er ein Geschäft abzuthun dachte, ein böser seyn müsse. Und ein Geschäft mit diesem in der nämlichen Nacht, in welcher der Heiland der Welt geboren war! Sein Schweiß gerann zu Eise bei diesem Gedanken. Schon in Begriff Sack und Katze von sich zu thun, tönte Aennchens Aechzen stärker als jemals um ihn her, und es war ihm, als höre er eben die Wogen des Flusses über ihr zusammenschlagen. Da jagte ihn die Verzweiflung plötzlich gleich einer reißenden Windsbraut in das Stadtthor hinein.

Zitternd blieb er wieder auf dem Platze vor der Kirche stehen, welcher das Zauberlicht des Mondes einen Heiligenschein umgegeben hatte. Die frommen Gefühle, mit denen er an diesem Gotteshause gearbeitet, der Schieferdecker, der hier seinen Frevel gebüßt hatte, alles drang zerstörend auf ihn ein. Aber dicht bei dem verunglückten Schieferdecker stand auch sein Glück, in Aennchens Entzücken über sein Leben vor ihm! Sollte er darum nicht alles

thun, das ihrige zu erhalten? Augenblicklich begann er seinen Lauf um die Kirche. Er sah, wie ein paar ungeheure Eulen, die ihn begleitet haben mochten, jetzt, als er dem Hauptthore der Kirche gegenüber stehen blieb, ebenfalls still über ihm hielten. Da wollte er auf die Knie fallen und beten. Aber sein Herz hatte keine Gefühle, sein Mund keine Worte für Gebet und Andacht. Er hatte schon wirklich mit dem Bösen zu unterhandeln angefangen und den Trost der Unterhaltung mit dem Himmel dadurch verscherzt.

Aennchens Verzweiflung ertönte von Neuem. Zugleich glaubte er ihr Händeringen auf einem benachbarten Berge zu erblicken. Und fast bewußtlos war das zweite Drittheil seines Laufes bald ebenfalls vollendet.

Noch ließ sich kein Wesen in der Hauptthüre wahrnehmen. Da erwachte sein Gewissen abermals und rieth ihm zum Fliehen. Schon hatte die Katze sich los gemacht von seinem Arme und suchte auf der Erde des Sackes Ausgang. Da erscholl ein Hohnlachen, das ihm durch Mark und Gebein zitterte.

Der Satan schien sich zu freuen, daß Franz den Himmel und Aennchen zugleich verlieren solle, und rasch ergriff er die Katze wieder und rannte, von dem Geschrei seiner Eulen begleitet, auch das dritte Mal um die Kirche. Jetzt fand er die Thüre besetzt und eilte darauf zu.

Es schien der Köhler selbst, der ihn hier erwartete, nur waren seine Augen zu Flammen geworden, wie der Hauch, der bläulicht aus seinem Munde quoll.

Der Handel war geschehen. Franz hielt den Thaler in seiner Hand und sah wie der Geist Sack und Katze zugleich zerriß.

Auf seiner Flucht nach der benachbarten Wohnung des Meisters Holding blickte er fast unverrückt hinter sich auf die Kirchthüre. Schon war er dem Hause nahe und der Böse noch immer dort mit der Katze beschäftigt, als dieser furchtbar auflachte, dabei plötzlich groß wie die Kirche wurde und von ihr mit zwei ungeheuern Schritten so nahe hinter Franzen stand, daß der nur durch eine glückliche Wendung in die Thüre dem Griffe entging, der nach ihm geschah. —

Meister Holding hatte Franzen erst am folgenden Tage erwartet und wunderte sich nicht wenig über seine plötzliche Ankunft in einer so strengen Winternacht, dabei auch über das Todtenähnliche seines ganzen, sonst gewöhnlich so muntern Wesens. Aennchen erschrak fast vor dem längst Ersehnten. Denn was auch seine Worte sagen mochten, so schien ihm doch die Liebe völlig aus den Zügen verschwunden.

Ihr müßt sehr krank seyn, Franz, klagte sie daher, und er schob alles auf die Eil, mit der er seine Reise betrieben habe.

So ruht Euch aus, Meister, sprach der Vater. Ich denke mit Aennchen die Christmetten zu besuchen, wozu es bald Zeit wird.

Da laßt mich Euern Begleiter seyn! sagte Franz, von der Kirche und den andächtigen Tönen darin die Heiligung wieder erwartend, deren Abgang ihn eben so niederdrückte.

Wenn Ihr so wollt, in Gottes Namen! rief Meister Holding, und nicht lange darauf schickte man sich zum Kirchgange an.

Aber Franz stand beim Wiedererblicken der Kirche wie vernichtet. Was konnte sie, was

konnten die erfreulichen Glockenklänge einem für Trost geben, der sich zu so gottlosem Gaukelspiele herabgelassen hatte?

Zum noch größern Unglück ging es grade in die Hauptthüre, wo er erst kurz zuvor den Heckethaler eintauschte. Er schwankte die Stufen bebend hinan, die er während der Thurmerneuung so oft frohen Muthes betreten hatte. Die frommen Gesänge schnitten, statt zu heilen, tiefer nur in sein blutendes Herz. Die reingestimmte Orgel beleidigte sein unreines Ohr, und der Segen, der nun ausgesprochen ward, schüttelte die Glieder des Sünders wie ein Fieberfrost zusammen. Es ward ihm auch nicht eher etwas besser, als bis er das Haus Gottes wieder im Rücken hatte.

Eine Krankheit, die noch an demselben Tage Meister Holdingen befiel, zog Aennchens Aufmerksamkeit und Sorge von Franzen ab und gänzlich nach ihrem Vater hinüber. Noch vor Sonnenuntergang entschlummerte dieser, um auf der Erde nicht wieder zu erwachen.

Aennchen hielt es für gerechten Schmerz, als Franz, die Hände vor die Augen gehalten,

an dem Sterbebette zu Boden stürzte. Aber die frohen Hoffnungen auf dem Gesichte des Sterbenden waren es, die ihn niederwarfen, der Glanz der Augen schon trunken von dem künftigen Glücke, den er um so weniger ertragen konnte, je lebhafter er ihn an den nicht minder schönen Tod seines Vaters erinnerte.

Bis zur Beerdigung des Steinmetzen hatte Aennchen durchaus keinen Sinn, als für ihren eigenen Schmerz. Ach, wie viel Liebe ging ihr mit den Gebeinen des braven Mannes zu Grabe, und so gut und folgsam sie auch jederzeit gewesen war, so machte sie sich doch tausend Vorwürfe, daß sie für seine große Vatersorge ihn nicht Dankes genug abgetragen haben möchte.

Der Todesfall hatte Franzen von selbst nach dem Wirthshause verwiesen, doch brachte er den größten Theil seiner Zeit bei der Verlobten zu. Schon darum geschah dieses, weil er sonst fast überall auf den ihm so verhaßten Köhler oder dessen Bruder stieß, die, wie ihm jetzt vorkam, nur in Einer Person bestanden.

Nur zu bald ward Aennchen die große Ver-

änderung inne, die mit ihrem Bräutigam vorgegangen war. Sie drang in ihn sich ihr zu entdecken, und kam durch die Gewährung dieses Wunsches fast von ihrem Bewußtseyn.

Sie bestand vor allem darauf, daß Franz den gefährlichen Thaler von sich thue. Nur dadurch, meinte sie, werde er Gemeinschaft und Umgang des Bösen abwerfen können, und Franz lieferte ihr sogleich nicht nur den Heckethaler, sondern auch das Geld aus, das durch ihn gewonnen worden war.

Man überlegte, ob letzteres wohl den Armen zu geben sei. Allein Aennchen hielt den Ursprung für allzuschlimm, als daß heilsame Folgen daraus zu hoffen stünden; daher ward es in den Fluß geworfen. Für den Heckethaler selbst schien diese Maaßregel beiden nicht genug. Zwar hatte Meister Pilsner gehört, daß er in anderer Hand, als der, für welche er ursprünglich bestimmt war, ohne alle Wirkung sei. Doch fragte sich dies um so mehr, da seine Quelle allen Verdacht der Lüge gegen sich hatte. Man legte daher eines Abends den Thaler auf einen Ambos, und Franz hieb so lange mit

allen Kräften darauf los, bis die Münze in unzählige Stücke gegangen war; wobei es ihm und Aennchen schien, als ob sich, außer dem hierdurch erzeugten Schalle, auch noch ein Aechzen und Wimmern hören lasse. —

Beim Nachhausegehen fuhr Franz heftig zusammen, als ihm auf der Straße ein lautes Hohngelächter in's Ohr klang und bald nachher des Köhlers Gesicht, vom Monde beleuchtet, ihn über die Schulter herüber, mit seiner ganzen Häßlichkeit angrinzte.

Das heißt, sich dem Teufel umsonst ergeben! sprach der Köhler boshaft. Oder meinest Du Thor, mich könnest Du auch so bald los werden, wie meinen Thaler?

Franz, außer sich für Schmerz, beschloß während der völlig schlaflosen Nacht, den andern Morgen mit dem Frühesten Abschied von der Braut zu nehmen, und bei seinem Gewerbe, das ihn an eine ziemlich entfernte Kirche rief, Zuflucht gegen die Gesellschaft des Verderbers zu suchen. —

Aennchen beschwor ihn um Nachrichten, hauptsächlich wegen seines unglücklichen Ver-

hältnisses mit dem Bösen. Er versprach ihr solche und hielt auch Wort damit. Aber die Nachrichten hatten nichts tröstliches. Wenn er, wie vormals, sein Tagewerk mit Gebet anfing, da hörte er gemeiniglich des Köhlers tückisches Lachen aus einem Winkel seiner Klause schallen, und da ward er irre in seiner Andacht und wagte nicht weiter fortzubeten. Daher ging er denn immer ohne allen Muth an die Arbeit. Saß er nun droben auf Dächern und Thürmen, so fiel ihm gewöhnlich der Meister ein, der ein so böses Ende genommen, und da erfaßte ihn oft ein Schwindel dergestalt, daß er sein Werk mußte liegen lassen; zumal wenn — wie nicht selten geschah — des Köhlers Gesicht aus einem benachbarten Dachfenster ihn anlachte.

Aennchens Kummer darüber war so groß, daß sie es nicht länger in der Heimath ertragen konnte.

Eines Morgens, als Meister Pilsner eben wieder im Gebete gestört worden war, sagte ihm der Hausknecht des nahen Gasthofes, daß ihn Jemand zu sprechen verlange. Schnell

machte er sich auf den Weg und fand — Aennchen.

Franz, sprach sie, Euer Zustand nagt mir allzusehr am Herzen. Da nun mein Gebet zu Hause nicht kräftig genug ist, ihn zu lindern, so will ich es auf andere Weise versuchen. Auf meine inständigen Bitten hat mich meine Base der Aebtissin eines sehr strengen Klosters empfohlen. Dorthin gehe ich eben, um durch lebenslängliche Andacht und Bußübung Euch, wie ich gewiß hoffe, ein besseres Schicksal zu bereiten.

Liebstes Aennchen! rief Franz im höchsten Schmerze, denn bis dahin hatte er den Gedanken, sie zu heirathen, noch nicht aufgeben können, so wäre denn auch diese eine, einzige Hoffnung, der einzige Zweck jenes unseligen Frevels in der Christnacht, mir gänzlich verloren?

Wie anders? erwiederte Aennchen. Unsere Verbindung könnte uns beiden doch nur neuen Unsegen bringen!

Leider, sprichst Du wahr, gutes Aennchen. Solltest Du denn aber darum das Opfer seyn?

Nein, ich, ich selbst will den Weg in's Kloster einschlagen, und das noch heutigen Tages!

Mit nichten, werther Franz. Laß mir doch immer das kleine Verdienst, Deine Vergehung, wo möglich, abzubüßen. Wenn ich nun einmal Dich entbehren soll, so mag ich einen Andern auch nicht. Und wozu könnte denn ich, im ledigen Stande, der Welt sonderlich nützen? Mit Dir aber ist es ein Anderes. Der Männer, geschickt wie Du, sollen, so sagte mein seliger Vater oft, nicht viele seyn. Drum bleibe Du bei Deinem Gewerbe, und hilf ferner die Ehre Gottes durch den Bau an seinen Heiligthümern befördern. Bin ich doch ohnehin, leider! die erste Veranlassung zu Deinem Vergehen. Denn unfehlbar hat nur mein früherer, böser Gedanke den bösen Traum in Dir erzeugt, der die unselige That zur Reife brachte!

Umsonst versuchte Pilsner mehrere Gegenvorstellungen; Aennchen beharrte bei dem Entschlusse, ja sein vielfältiges Bitten konnte sie nicht einmal zu Nennung des Klosters bewegen.

Doch versprach sie, ihm dann und wann Nachricht von sich geben zu lassen.

Der Abschied war so betrübt, daß Franz ihn nicht zu überleben glaubte. Da er dies gegen Aennchen äußerte, sagte sie: Denke wenigstens, in welches Unheil uns mein strafbares Vorhaben schon gebracht hat und vereitele mein Bestreben für Deine zeitliche und ewige Ruhe nicht dadurch, daß Du frevelhaft selbst Hand an Dein Leben legest.

Franz gab ihr hierauf seine Zusage, dies gewiß nicht zu thun, und schlich traurig hinweg.

Aber er kam nicht weit. Vielmehr wartete er ihrer auf der Straße, ergriff, als sie kam, mit beiden Händen Aennchens Rechte, und rief ihr, die solche, unwillig über ein so auffallendes Benehmen, zurückzog, noch ehe er sich schnell entfernte, ein Lebewohl zu, wovon, so leise er's auch aussprach, doch die geheimsten Tiefen ihrer Seele wiederhallten. —

Wirklich nahm Franz nach einiger Zeit die Wirkung von Aennchens Bußübungen an sich wahr. Die Gestalten, die ihn zu erschrecken

pflegten, so wie das zuweilen auch ohne sichtbare Ursache ihn anschmetternde Hohngelächter, quälten ihn immer seltener und seltener. Schon fing er an, auf künftige vollkommene Befreiung von den bösen Dingen zu hoffen, und betrieb sein Handwerk zwar nicht mit dem Muthe und Frohsinne der frühern Zeit, aber doch wieder ziemlich getrost und sicher. Nur fehlte ihm lange alle Nachricht von der Büßenden, bis endlich eines Abends ein Bettelmönch ihm Grüße brachte, und sich nach seinem geistigen und leiblichen Befinden in ihrem Namen erkundigte.

Die freundliche Miene des Mönchs bei dem guten Ausfalle der Erkundigung gab Franzen Muth, ihn um Entdeckung von Aennchens Kloster zu beschwören. Allein der Mönch verweigerte ihm diese durchaus.

Nach einiger Zeit kam er wieder mit Nachrichten und Grüßen, verwies aber Meister Pilsnern ernstlich die fortdauernden Forschungen nach Aennchens Aufenthalte.

Als jedoch der Mönch zum dritten Male

ihn aufsuchte, sprach er also zu ihm: Lieber, ich habe dem hochwürdigen Bischofe, der außer der Aebtissin ebenfalls allezeit um meine Botschaft wußte, Euer Verlangen nach Wissenschaft von dem Kloster mitgetheilt, und auf meine Bitten hat er endlich gestattet, Euch sogar mit dahin zu nehmen und Eure vormalige Liebste an ihrem geistlichen Ehrentage, der Einkleidung als wirkliche Braut des Heilandes, in seinem Gefolge zum letzten Male zu sehen.

Franzens Freude würde sich noch mehr geäußert haben, wenn nicht mit dem Hohnlachen, das in dem nämlichen Augenblicke erscholl, die noch immer nicht ganz bezwungene Macht des Bösen über ihn, sich zu erkennen gegeben hätte. Der Mönch ertheilte ihm indessen den Trost, daß diese Macht nach der Ablegung des Gelübdes der beispiellos frommen Jungfrau wahrscheinlich ganz aufhören werde. —

Sie traten hierauf ihren Weg gemeinschaftlich an, und kamen grade am Abende vor der Einkleidung in die Gegend des Klosters. Der Mönch verließ Franzen im Wirthshause, mit

dem Versprechen, ihn am folgenden Morgen zum Bischofe, der da erwartet wurde, abzuholen.

Kaum aber hatte der müde Wanderer sich seiner Schlafstelle genähert, so trat auch der Köhler zur Thüre herein und sprach: Vergebens wähnst Du meiner los zu werden, Du Thor. Aber aus freiem Willen werde ich von Dir lassen, wenn Du versöhnlichen Gemüthes bist.

Als hierauf Franz beide Hände vorhielt, um seine Nähe abzuwehren, auch jedes Wort mit ihm vermeiden zu wollen schien, da fuhr der Alte fort: Wer ist denn Schuld an dem übeln Vernehmen zwischen uns, als Du selber? Nachdem ich Dir zu einem ungewöhnlichen Glücke verholfen hatte, warfest Du's auf die beleidigendste Weise von Dir und thatest, was nur der gröbste Undank zu thun fähig ist. Du und Deine Braut, Ihr suchtet alles hervor, mich zu reitzen, und schreibt nun mein selteneres Erscheinen Euern lächerlichen Bußübungen und Gebeten zu! Statt der Ver-

nunft Gehör zu geben, und eines erworbenen Glückes ruhig zu genießen, laßt Ihr Euch von loser Pfaffenmeinung bethören und ein Band trennen, um deswillen Du einzig meinen Beistand benutztest! Schäme Dich so toller Widersprüche in Deinem Handeln. Schäme Dich zwiefach des Weges hierher! So willst Du denn so niederträchtig seyn, morgen dem feierlichen Raube Deiner Braut selber beizuwohnen, zu dem Dich die tückische Hohnbegier der Pfaffen herbeschieden hat? So willst Du ihnen das Entzücken an der Qual Deines blutenden Herzens vergönnen? —

Pilsner trat einen Schritt zurück. Denn wirklich fühlte er schon im Voraus die Pein des morgenden Festes an seinem Herzen wüthen.

Franz, sprach hierauf der Köhler freundlicher, als jemals, vertraue mir, und noch in dieser Nacht schaffe ich Dich mit Deiner Braut weit von hier, auch soll Euch nicht das mindeste Leid wiederfahren.

Aber Franz, so sehr er auch erschüttert

war von dem seiner Sehnsucht so wohlgefälligen Erbieten, raffte sich dennoch auf und sprach: Hebe Dich weg von mir! — Und sogleich eilte der Köhler davon, erbot sich jedoch noch immer auf den ersten Ruf in der Nacht wieder zu kommen und ihm zu seiner Braut zu verhelfen.

Die böse Nacht wollte für unsern Meister kein Ende nehmen, auch stand er in der That mehrere Mal auf dem Punkte, den Köhler herbeizurufen, so groß war sein Verlangen nach Aennchen und seine Furcht vor dem morgenden Gelübde. Gleichwohl überwand er den bösen Drang und freute sich recht sehr, daß es geschehen war, als mit dem freundlichen Morgenlichte auch in seiner Seele ein Licht aufging, wobei ihm klar wurde, was zu seinem Heile diente.

Zwar erklang das bekannte Hohnlachen diesmal so stark, daß ihm die Wände davon zu dröhnen schienen, wie jetzt der Bischof angefahren kam. Aber in der Nähe dieses frommen Mannes irrte es ihn gar nicht.

Bald darauf erschien der Mönch ihn abzuholen. Sie gingen, wurden jedoch im Kloster beide zum Warten beschieden. Denn so eben war die Aebtissin mit der Einzukleidenden bei dem Bischofe. Dieser segnete sie und redete sie also an: Anna, an Deinem trefflich frommen Wandel hat sich das ganze Kloster erbaut und erfreut. Jetzt aber sprich, ob es Dein fester, unwiderruflicher Wille ist, nie in die Welt zurückzukehren, und einzig dem hohen Bräutigam zu leben, dem Du Dich aus eigenem Triebe gewidmet hast?

Aennchen drückte ihr Verlangen darnach zwar stumm und demüthig, aber kräftig und unzweideutig genug aus.

Sage zuvor, sprach hierauf der Bischof strenge, sage, ob auch die reine Liebe zu Gott, nicht Nebenabsichten, Dein Ergreifen des heiligen Schleiers veranlassen; sage, ob, wenn Dein vormaliger, irdischer Bräutigam schon befreit wäre von dem Bösen, Du eben so frohen Herzens, wie jetzt, die Braut Deines Erlösers werden würdest?

Da erbleichte die Büßende und die Thränen, die aus ihren Augen stürzten, bezeugten ihre Scheu vor der Beantwortung dieser Frage.

Anna, sprach nun der Bischof, ich lese in Deiner Seele. So fromm Du auch bist, so wenig bist Du doch des hohen Bräutigams würdig. In seinem Namen verwerfe ich Dich! —

Da sank die Tiefgebeugte mit lautem Schrei zu des Bischofs Füßen und umfaßte dann stumm und zitternd die Kniee des heiligen Mannes, und er neigte sich zu ihr und fuhr mit milder Stimme also fort: Aber, ich erhebe Dich auch. Denn ist auch nicht allen gegeben, schon hier einzig des Herrn zu seyn, so bist Du doch vor vielen würdig, solches dereinst, nebst Deinem Bräutigam, zu werden.

Und nun hob er sie empor, drückte seinen Mund auf ihre Stirne und winkte nach der Thüre. Da brachte man Franzen herein, und nachdem der Bischof ihn eine Weile freundlich betrachtet, nahm er mit seinem heiligen Segen

alles von ihm hinweg, was den Armen zeither gepreßt und geängstiget hatte. —

Von Stunde an hatte der Böse keinen Theil mehr an dem Neubeseelten, der seine geliebte Anna bald nachher ehelichte, und mit ihr ein langes gottseliges Leben führte, das in dem fröhlichen Kinderkreise, der um sie heranwuchs, immer neue, hoffnungsreiche Blüthen trieb.

Der Liebesschwur.

I.

Die Annehmlichkeiten einer großen, genußvollen Residenz reichten nicht hin, den Baron Heinsberg in ihr festzuhalten. Alles erinnerte ihn an den Verlust der liebenswürdigen Gemahlin, mit der er hier zwei glückliche Jahre verlebt hatte. Kein Geräusch vermochte seinen Sinn zu betäuben, der fortdauernd auf die durch den Todesfall entstandene, unheimliche Leere in seiner Brust gerichtet war. Die Natur und eine höchst anmuthige Gegend blieben ihm noch die einzige Hoffnung, als jetzt, nach einem düstern, neblichten Winter, der Frühling mit seinen tausendfachen Farben und Klängen sich ringsumher lagerte. Aber die allgegenwärtige Stimme der Liebe verwundete ihn nur tiefer, und, außer dem melancholischen Einerlei des benachbarten Gehölzes, hatte er bald keinen Ort mehr, in dem sich seine Wunden ertragen ließen.

Das Dunkel und die Stille der grünen Einöde schien tröstend auf das tiefere Dunkel und die ganz lautlose Stille zu deuten, von der allein er seine Heilung erwartete.

Günthersau, ein entfernter Freund, der diesen seinen Zustand aus Briefen kannte, hielt es für Pflicht, den jungen, wohlhabenden und talentvollen Mann einer langen Einsamkeit zu entreißen, in der er seinem Untergange mit schnellem Schritte entgegen wankte.

Er überraschte ihn eines Abends und verweilte mehrere Tage bei ihm. Geflissentlich führte er seine Gedanken in die gemeinschaftlich verlebte Vergangenheit zurück. Der Zauber der heitern, akademischen Jahre wurde noch einmal, nur ruhiger, in der Erinnerung genossen. Ihr Leichtsinn konnte zwar den Handlungen des Mannes nicht zur Grundlage dienen, eben so wenig aber eine zwecklose Trauer ihn zur Unthätigkeit verdammen sollen. Günthersau wußte dem Freunde dieses an's Herz zu legen und ihn zu einer Reise zu überreden.

2.

Ohne großen Erfolg waren sie schon mehrere Brunnenorte durchstrichen, bis sie endlich in Pyrmont den Grafen von Ambach, einen bei fünf und vierzig Jahren noch sehr wohlerhaltenen, lebenslustigen Mann, antrafen, dessen geistreiche Miene und Jovialität Heinsbergen mehr als alles Uebrige ansprach.

Graf Ambach erwartete seine Familie. Die Ungeduld, mit der es geschah, erweckte den Freunden die Hoffnung auf neue, interessante Bekanntschaften, von der sie sich auch nachher keinesweges betrogen sahen. Schon das Aeußere der drei Damen, die, begleitet von dem verjüngten Ebenbilde des Grafen, bald erschienen, weissagte ihnen ein ganz neues, erhöhetes Leben. Kein Mensch hätte der Gräfin das Alter von einigen und dreißig Jahren angesehen, kein Mensch geglaubt, daß sie von drei so erwachsenen Kindern die Mutter seyn könne. Noch war an ihrem hohen, kräftigen Bau auch nicht Eine Zerstörung zu entdecken. Ihre schönen Glieder sprachen die Fülle des herrlichsten Lebens

aus, und aus dem dunkeln Auge blitzte der innere Reichthum, von dem die vollkommensten Lippen fortdauernd ein noch unverdächtigeres Zeugniß ablegten. Jede Bewegung ihres schönen Körpers war bewußtlos den Grazien entlehnt und es war daher kein Wunder, wenn in Günthersau schon am ersten Abende Gefühle für die Dame erwachten, die auf die Länge den Rechten ihres Gemahls mit Beeinträchtigung drohten.

War aber die Gräfin der vollendeten Rose gut zu vergleichen, so mußte man bei den frischen Reizen ihrer Töchter nothwendig an die Knospen denken, deren höchste Schönheit noch erst durch den Blick der Sonne entfaltet werden soll. Köstliche Kinder der unverfälschten Natur! Dazu so verschieden, daß sie den Charakter der Schönheit jede auf ihre Weise darstellten. Jukunde, die ältere, mit braunen Augen, war, bis auf unbedeutende Abweichungen, der Mutter an Fülle und Feuer ganz nachgerathen. Dagegen strahlte aus dem großen, blauen Auge Mariens ein Licht, wie die Sterne es geben, so süß und tief eindringend; auch

war es, als ob ihre ganze, lilienweiße, überaus schlanke Gestalt der Schimmer einer höheren Abkunft umflösse. Selbst ihre wenigen, immer anspruchlosen, Worte, und die Bewegung des Mundes dabei, hatten etwas Bezauberndes. Auch achtete man auf die geringsten Laute von ihr, wie auf etwas von tiefer Bedeutung.

Ob sie schon im Gesange sich durchaus nicht messen konnte mit der reichen ausgebildeten Stimme ihrer Schwester, so zog doch ihr weit schwächerer Ton die Zuhörer mächtig an. Ein Geisterklang schien es zu seyn; ein Wunder, aus dem heiligen Grunde des schönsten Gemüthes heraufgestiegen.

Heinsberg hing mit inniger Sehnsucht an ihrem Gesange. Er scholl wie die Stimme seiner Verlorenen aus den Räumen der Seligen zu ihm herüber.

3.

Eines Abends, als Marie das Lieblingsstück der Verstorbenen, den König von Thule, sang, da hielt er sich nicht länger. Er stürzte ihr

zu Füßen, ihre Hand stürmisch an seinen Mund pressend. Diese Romanze schien es gewesen zu seyn, was ihm so lange gefehlt hatte. Sein Benehmen fiel übrigens den Andern nicht sehr auf, da Marie den schönen Gesang wirklich ganz herzergreifend vortrug, und jedermann im Hause, gleichsam, als ob man den höhern Ursprung stillschweigend anerkenne, ohnehin gewohnt war, sie bei aller Gelegenheit besonders auszuzeichnen.

Ein Rittergut, in der Nähe des Ambachschen, das zu verkaufen war und sehr gerühmt wurde, fand an Heinsbergen einen um so eifrigern Liebhaber, da jene Gegend durch ihre Naturwunder in großem Rufe stand, auch, nach der Erzählung der Nachbarn, in einem weiten Umkreise überaus gebildete und gesellige Bewohner hatte.

Heinsberg war nämlich durch die Einsamkeit selbst von dieser ganz zurückgekommen und glaubte jetzt im freundlichen Beisammenseyn mit andern Gebildeten auf dem Lande, das Leben noch am leichtesten ertragen zu können. Daher begleitete er auch nebst Günthersau die Ambachsche Familie in ihre Heimath, um das

verkäufliche Gut in Augenschein zu nehmen, und da er die Bedingungen annehmlich fand, so war wirklich der Kauf in Kurzem abgeschlossen.

4.

Das Verhältniß zwischen dem Ambachschen Hause und Heinsberg zog sich immer dichter und dichter. Graf Ambach und die Seinigen vermißten ihn sehr, wenn er auch nur einen Tag ausgeblieben war. Heinsberg selbst schien das höchste Glück seines jetzigen Daseyns in diesen Kreis zu setzen, dessen Haupt für ihn Marie war. Günthersau blieb ebenfalls einige Zeit hier und trug seine Neigung, die bei der Gräfin keine Erwiederung fand, auf deren ältere Tochter über, so daß zu Anfange des Herbstes dessen Verlobung mit ihr gefeiert wurde.

Obschon etwas Aehnliches zwischen Heinsberg und Marie nicht eingetroffen war, so schien doch ihre wechselseitige Art und Weise darauf hinzudeuten. Die Mutter freute sich übrigens darüber, daß noch nichts davon zur

Sprache kam, weil Marie erst im sechzehnten Jahre stand, und sie dem ohnehin allzuzarten Wesen die mit jedem gutgeführten Hausstande verbundenen Sorgen gern noch einige Zeit erspart hätte.

Günthersau's Hochzeit war, sehr wider dessen Willen, immer weiter hinausgeschoben worden, weil man das fröhliche Pärchen außerdem zu früh zu verlieren fürchtete, auch vielleicht die Gräfin Ambach damit zugleich Mariens Verlobung weiter zu entfernen dachte, die sich — wenn nicht alles täuschte — an jenes Hochzeitfest knüpfen zu wollen schien.

5.

Als endlich das erste Schneegestöber die rauhe Zeit ankündigte, da gab sich Günthersau nicht länger ruhig darein, auch fehlte Ambachs der Vorwand ihn noch zurückzuhalten; daher beschloß man der Sache den Lauf zu lassen.

Den ganzen Sommer hatte man durch Feste verschönert, die mit der Jahreszeit in Verbindung standen. Besonders lustig war noch zuletzt die Weinlese ausgefallen. Drum

glaubte man jetzt etwas dieser Art auch für die bewußte Hochzeit thun zu müssen. Die Kirmes bei einem reichen Pachter in der Nachbarschaft, welcher ein großer Theil der umwohnenden Gutsbesitzer nebst mehrern Bekannten aus nahen Städten beigewohnt hatte, gab Veranlassung zu dem Winterfeste, das man für Günthersau's Hochzeit ersann. In Masken sollte die Nachahmung der Kirmes geschehen, und Graf Ambach übernahm es, eine Menge Bekannte zum Abende des Tages einzuladen.

Um den Scherz zu erhöhen, verrieth er niemand, auf wen seine Wahl gefallen sei, daher jeder der Gäste den freiesten Spielraum zu Behauptung seines Inkognito bis zur Tafel erhielt, und der Witz sich unter allerlei abentheuerlichen Verkleidungen desto ungestörter behaupten konnte.

Die Hochzeit selbst war bloß mit den genauern Freunden gefeiert worden. Die dabei immer anklingende Trennung des folgenden Tages erzeugte aber eine so düstere Stimmung, daß man nur schwer sich entschloß, die bereits fertig liegenden Masken anzulegen.

6.

Schon prophezeihte man dem Feste des Abends nicht viel Gutes, als die nach und nach erfolgende Ankunft mehrerer auffallend Verkleideter der Phantasie eine gefälligere Richtung gab.

Jeder der Gäste hatte dem zum tiefsten Stillschweigen verurtheilten Haushofmeister seinen Namen anzugeben, und Graf Ambach war, als er die Liste von ihm erhielt, sehr erfreut, daß der größte Theil der Geladenen sich eingestellt hatte.

Man erschöpfte sich wechselsweise im Rathen und Nachforschen, bis am Ende der Scharfsinn, hauptsächlich der Damen, die meisten Anwesenden herausbrachte.

Unter den wenigen, die ein Räthsel blieben, zeichnete sich besonders ein Equilibrist aus, durchaus nicht mit denen zu vergleichen, die durch Herumstreifen auf Kirmsen und Jahrmärkten von einem geringen Talente Nutzen zu ziehen wissen. Natürlich war es zwar, daß schon sein Aeußeres an Glanz und Anstand ihn hoch

über den Kreis eines gemeinen Gauklers setzte. Allein, daß auch die Künste, mit denen er die Anwesenden ergötzte, einen Grad der Vollendung hatten, der das Nichtige ihres Wesens adelte, das setzte die Gesellschaft, und vor allen den Hauswirth, in Verwunderung, weil er in der Liste der Gebetenen auch nicht einen Einzigen fand, von dem solch ein Geschick zu vermuthen gewesen wäre. Selbst die Gestalt wußte er keinem davon zuzutheilen. Denn wenn auch die knapp anliegende, ideale Tracht den schönen Körper ungewöhnlich heraushob, so rieth er doch vergebens her und hin nach dem, dem so viel Ebenmaß eigen war.

Der Wunsch, des Räthselhaften Gesicht zu sehen, war allgemein, daher freute man sich, daß die Tafelzeit immer näher rückte.

Besonders lag hieran auch unter andern dem Baron Heinsberg, dem darum gar nicht wohl zu Muthe war, weil alle Aufmerksamkeit des Künstlers sich größtentheils auf Marien richtete und diese mit ihrem Wohlgefallen an des Unbekannten Fertigkeiten keinesweges zurückhielt. Ihre Sorge bei jeder gefährlichen Stel-

lung um denselben, die dringende Art, mit der sie ihn einigemal sogar davon zurückhielt, brachte den Baron auf den Argwohn, daß ihr Beifall weniger den Künsten als dem Künstler gelte.

7.

Wirklich war Heinsberg Willens gewesen, noch an diesem Abende, wenn nicht öffentlich, doch im Stillen, die künftige Vereinigung mit Marien förmlich einzuleiten, daher hätte ihn so leicht nichts empfindlicher treffen können, als der Geliebten besonderes Wohlwollen für einen Andern. Die Abendtafel, meinte er, werde mehr Aufklärung darüber geben.

Kurz vor derselben ging Marie am Arme des Künstlers auf und nieder. Heinsberg verwendete kein Auge von ihnen, um zu entdecken, ob vielleicht ihre Pantomime, der Regel des Tages zuwider, in mündliches Gespräch übergegangen sei.

So schien es jedoch nicht. Als er aber jetzt, wie der Unbekannte mit Marien aus dem gemeinschaftlichen Saale in ein Nebenzimmer

trat, eben im Begriff war, nachzuschleichen, da nahm ihn die Frau vom Hause auf die Seite, um ihm wegen des Platzes bei Tisch etwas zuzuflüstern. Er stand auf glühenden Kohlen.

Es ging auch wirklich im dritten Seitenzimmer etwas vor, nicht gemacht seine Ruhe zu befördern. Der Equilibrist nämlich zog hier, da er sich mit Marien allein sah, die Maske ab. Das Fräulein staunte über die Schönheit eines ihr völlig Unbekannten.

Marie, sagte er, Sie sind mein Wunsch und mein Streben. Aber Zeit und Umstände binden mir die Zunge. Denken Sie meiner, dann werden wir uns — ich hoffe glücklich — wiedersehen!

Marie hielt sich ängstlich an dem nebenstehenden Armstuhle an; das Geständniß hatte sie allzusehr überrascht. Sie sah so plötzlich in eine Sonne des Glückes, daß ihr die Augen vergingen.

Ein Gespräch, das sich jetzt näherte, bewog den Unbekannten, die Maske eiligst vorzunehmen, und noch ein Zimmer weiter zu gehen. Die Gräfin Ambach und Heinsberg waren es,

die unmittelbar darauf zu Marien traten. Sie schien noch ganz außer sich und erschrak sichtbar, als der Baron sie fragte, was sie in so tiefes Sinnen versenke?

Der Equilibrist, antwortete sie, nachdem sie wieder zu sich gekommen war, ganz unverholen.

Ein Zug um Heinsbergs Mund würde ihr dessen Empfindlichkeit darüber verrathen haben, wenn sie ihn bemerkt hätte; so aber fuhr sie fort: Ich wenigstens habe dieses Gesicht in meinem Leben nicht gesehen!

Schon demaskirt also? fragte der Baron.

Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie zu viel gesagt haben möchte. Er verlor die Maske, antwortete sie, und der zagende Ton, das Befangene ihres ganzen Wesens gaben ziemlich klar zu verstehen, daß sie das voreilige Geständniß durch eine Unwahrheit wieder gut machen wollte.

Ich gestehe, sagte die Gräfin Mutter, mit Rücksicht auf Mariens Verlegenheit, daß es mir grade so geht, wie ihr. Auch mich verlangt zu wissen, wer der Tausendkünstler seyn

mag. Die Tafel, die eben uns ruft, wird am besten dahin führen. Kommen Sie, Baron. —

Auf den Trompetenstoß, der jetzt ertönte, sammelten sich alle Anwesende im Speisesaal und begrüßten einander fröhlich nach abgenommener Maske.

Der Equilibrist war nicht darunter. Auch bei der Tafel selbst ward keiner vermißt, als er, dessen Stuhl leer stehen blieb.

8.

Graf Ambach verwunderte sich nicht wenig. Er zog die Liste der Geladenen hervor, um des Abwesenden Namen zu finden. Assessor Ruhland, sonst fehlte keiner.

Der also, der Equilibrist? riefen mehrere in des Hauswirths Nähe Sitzende verwundert aus. Einige zweifelten gradezu, daß der Assessor dergleichen Künste verstehe. Andere spotteten über diesen Unglauben, da Graf Amberg doch wissen müsse, wen er eingeladen habe.

Unfehlbar, sagte die Gräfin, hat ihn die Kleidung zu sehr beengt, und er wird jetzt

beschäftigt seyn, eine bequemere anzulegen. Allein ihr Gemahl, der im ganzen Hause nach ihm gesucht hatte, brachte jetzt die Nachricht zurück, daß Assessor Ruhland, zu Pferde angekommen, letzteres vor Kurzem begehrt habe, und fortgeritten sei.

Marie saß in sichtbarer Niedergeschlagenheit da. Sie hatte alle Vermuthungen über den nun Abwesenden mit angehört, aber stillgeschwiegen, um den frühern Vorfall nicht neu aufzuregen.

Kind, flüsterte die Mutter ihr zu, du gefällst mir heute gar nicht.

Marie küßte ihre Hand, um deshalb Verzeihung zu erhalten. Aber die Gräfin fuhr mit strafendem Auge fort: Du behauptetest vorhin, den jetzt fehlenden Gast nicht zu kennen, gleichwohl ist es der, Dir, wie uns allen, wohlbekannte Ruhland gewesen!

Nein, theure Mutter, nein, nein! Kein Zug in ihm von Ruhland, darauf schwöre ich den heiligsten Eid. —

Die Gräfin drückte ihre Verwunderung aus. Er war wohl jung und schön? fragte sie.

Marie übersah ihren forschenden Blick und sprach begeistert: O beste Mutter, die Jugend, die Schönheit, die Liebe, alles vereinte sich in ihm.

Wenn Heinsberg, ihr Nachbar, diese Worte nicht verstand, so errieth er wenigstens den wesentlichen Inhalt derselben. Seine unruhige Wendung nach dem Gespräch gab es zu erkennen, auch beobachtete er den ganzen Abend eine Wortkargheit und höfliche Zurückhaltung gegen Marie, die dem sinnigen Zustande, in dem sie so gern ungestört blieb, wohl zu statten kam.

Mariens Aussage gelangte bald durch die Mutter zu den Ohren des Grafen. Dieser war empfindlich darüber. Seiner Meinung nach hatte Marie überdies ganz falsch gesehen, da der Equilibrist durchaus niemand als der Eingeladene seyn könne. —

Jukunde suchte beim Abschiede am folgenden Tage alles auf, um die Schwester wieder mit sich selbst zu versöhnen. Vergebens. Der Unbekannte hatte eine zu tiefe Wunde in ihrem Herzen zurückgelassen.

Sie von der Täuschung ihres Auges zu überführen, schrieb der Graf mit nächstem Posttage an Ruhland. Er staunte nicht wenig, als statt der Antwort ein schwarz gesiegelter Brief den plötzlichen Tod desselben verkündigte. Der Assessor war schon einige Tage vor dem Kirmsfeste beerdiget und der Einladungsbrief erst nach dem Begräbnisse, und zwar uneröffnet, bei ihm gefunden worden.

Man zerbrach sich jetzt den Kopf nicht wenig über seinen Stellvertreter beim Feste. Der verschlossen gebliebene Brief machte die Sache noch räthselhafter, so daß die übergroße Schönheit des Unbekannten Marien zuweilen auf eine mehr als irdische Erscheinung schließen ließ.

9.

Die Folge zeigte immer deutlicher, wie störend das seltsame Ereigniß in die glücklichen Verhältnisse des ganzen Hauses eingegriffen hatte. Eine ziemliche Zeit her hatte man sich daran gewöhnt, Heinsbergen als einheimisch in der Familie zu betrachten, und nun schienen auf Einmal die Fäden, zum Zusammenhalt des

künftigen Ganzen nothwendig, durch die Dazwischenkunft eines Unbekannten zerrissen. Erst jetzt fühlten die Aeltern das Glück einer nähern Verbindung mit dem Baron um so mehr, da dieser, zwar durch den Vorfall zurückhaltender, auf der andern Seite aber auch weit feuriger, als zuvor geworden war, und die leisesten Wünsche Mariens zu entdecken und zu erfüllen suchte; dazu den Umgang mit der Familie nach wie vor fortsetzte.

Ohne diese Charakterschwäche, die, der Mutter besonders, für ein Uebermaß der Liebe galt, würde man sich schon weit eher an seinen Verlust gewöhnt haben.

Einst, als Marie an der Mutter Geburtstagsmorgen in das einsame Gemach derselben trat und ihr weinend in die Arme sank, da sagte die Gräfin: Was wollen Deine Thränen, mein Kind?

Statt meiner sprechen, theure Mutter!

Sonst brachte ein heiteres Gesicht mir Deinen Wunsch.

Kann ich dafür, daß mir jetzt alles zu Thränen werden will?

Allerdings kannst Du dafür, sprach die Mutter ernst und strenge. Geflissen vermeidest Du die freundlichen Gaben des Lebens, um an Luftgebilde Seufzer und Wünsche wegzuwerfen. Das lange verhaltene Wort reißt sich los von meinem gepreßten Herzen. Setze endlich der Sache ein Ziel. Mag auch der Fremde seyn, wer er wolle, nur Unsegen und Entzweiung hat er bis jetzt in unsere Familie gebracht. Du bist Deinen Aeltern und Dir selbst die Rückkehr aus den Wolken in die Wirklichkeit schuldig!

Der Vater kam dazu und unterstützte ihren Rath mit der ganzen Wärme seines Herzens, so daß Marie bald das Versprechen gab, zum Beweise ihres veränderten Sinnes, Heinsbergs Hand nicht zurückzuweisen, wenn er sie ihr bieten sollte.

Das Entzücken der Aeltern über diese Zusage berauschte das reine Wesen. Heinsbergs mannichfache Aufmerksamkeiten für sie fanden in diesem Rausche eine sehr günstige Aufnahme, bis fast ganz unvermerkt alles in das frühere Gleis gekommen schien, ja jetzt sogar des Barons Verlobung mit Marien statt fand.

10.

Schon war die Hochzeit festgesetzt, als Heinsberg eines Tages mit seinem Nachbar eine Jagdparthie unternahm und den Mittag auf des letztern Gute zubrachte, wo eine liebe, heitere Wirthin des Gastes Sehnsucht nach der Zukunft wohl verstärken mußte. Unter allerlei traulichen Scherzen, die zum Theil auf Heinsbergs künftige Ehe Bezug hatten, war die Tischzeit sehr angenehm verstrichen, als ein Bedienter die Nachricht brachte, daß eben eine trauernde Dame abgestiegen sei, die, sich eine genaue Bekannte vom Hause nennend, ihm auf dem Fuße folgte.

Die in dichtes Schwarz Verhüllte trat herein. Nach zurückgeschlagenem Schleier stand sie, das Ehepaar eine Weile stumm betrachtend, das, wie es schien, bang und vergebens auf dem schönen, aber alle Spuren des Leidens tragenden Gesichte, nach bekannten Zügen suchte.

So kennt Ihr beide Eure Verwandte, Antonien von Schilden, nicht mehr?

Antonie! rief die Frau vom Hause erschrocken

und entzückt zugleich, und ihre Arme breiteten sich nach der Trauernden aus.

Ja, rief diese, an der Freundin Brust sinkend, bei allen Veränderungen des Aeußern ist mein Herz noch das alte geblieben! Es hat auch auf das Deine gerechnet, Kunigunde!

Das konnte es! rief diese und Thränen von beiden Seiten bekräftigten die Worte.

Ihr seid glücklich! sprach die Neuangekommene, hierauf dem Hausherrn die Hand reichend. Es ist unverkennbar und ich freue mich dessen von ganzer Seele. Erlaubt mir die nächsten Tage meines Lebens in dem Sonnenscheine der Eurigen zuzubringen. Fürchtet nicht eine Vergifterin Eurer Freude an mir zu finden. Bloß unsere Vergangenheit laßt uns zurückrufen, damit mein jetziges Seyn sich an ihrer tröstenden Gestalt aufrichte und mit den Nachklängen des verschwundenen Lebens die stumme, trostlose Oede der Gegenwart beseele. Laßt mich hauptsächlich auch einer Verstorbenen mit Euch gedenken, deren blüthenreiche Jugend uns vormals gemeinschaftlich entzückte. Laßt uns Alwinens, meiner Schwester, Grab mit

Vergißmeinnicht umflechten. Der Gedanke an das süße Leben dieser Entschlafenen soll Eure Lust nicht trüben, nur erhöhen.

Alwine also? rief Kunigunde.

Ja, sie ging aus der Welt. Das Schwarz, das ich trage, ihrem Andenken ist es gewidmet. Von morgen an gebe ich jedoch dieses äußere Zeichen desselben auf, da es zu Eurer Umgebung nicht paßt, und uns die Züge aus ihrem kurzen Daseyn lebendigere Erinnerungen darbieten. Nicht trauern wollen wir über ihre Vollendung, nur ihrer Liebe uns erfreuen. Doch zuvor vergönnt mir, Euch mit meinem düstern Geschicke bekannt zu machen. Denn da dies doch nicht zu umgehen ist, so dünkt es mich besser, das Bittere auf Einmal in den Schooß der Theilnehmenden auszuschütten, als es ihnen nach und nach in einzelnen Tropfen einzuflößen. —

In diesem Augenblicke erst schien das Fräulein den Baron zu bemerken, und durch die fremde Erscheinung sich gedrückt zu fühlen. Schon war er im Begriff sich zurückzuziehen. Allein man machte ihn ihr als einen Freund

vom Hause bekannt, berührte sein Verhältniß mit der Ambachschen Familie, und Antonie ersuchte ihn sehr zu bleiben, da ihre Geschichtserzählung durchaus keine Eil habe.

II.

Im Verfolg des Gesprächs kam man aber doch wieder auf die Geschichte zurück, und da sie gelegentlich geäußert hatte, daß sie niemand daraus ein Geheimniß zu machen brauche, bat Heinsberg selbst, ihn als Zuhörer daran Theil nehmen zu lassen.

Sie begann in folgender Art:

Du erinnerst Dich, Kunigunde, wie unsers Vaters Tod die Mutter veranlaßte, die Stadt, in der wir wohnten, zu fliehen, und so weit als möglich von ihrem zeitherigen Glücke ein einsames Plätzchen aufzusuchen. Sie fand ein solches und kaufte sich da an. Alwine und ich bemühten uns ihr den Wermuthsbecher des Lebens mit Rosen zu bekränzen und hatten die Freude, daß ihr Auge wohlgefällig an dem Kranze hing, wenn auch der Trank selbst dadurch nicht versüßt werden konnte.

Unsere Lebensart war äußerst einfach, und die Familie des Pfarrers unser einziger Umgang: gute Menschen, die Gemüth und Liebe genug besaßen, um zum Trost der Mutter in deren Ideen vom künftigen Wiederverein gern einzugehen, und durch anständige Dienstleistungen ihre Unterstützung zu erwiedern wußten.

Um diese Zeit unterbrach der Krieg die Ruhe der Gegend; zwar nicht unmittelbar, aber doch mit Durchmärschen und Einquartierung, die gar sehr auf den Einwohnern lasteten.

Unter andern wohnte bei uns ein Hauptmann, Woldemar von Thalen mit Namen, der an früher erhaltenen Wunden erkrankt, sechs Wochen lang nicht von der Stelle konnte. Meine Schwester und ich hatten die Beruhigung, daß sein Arzt, als der Genesene den Marsch fortsetzte, uns die Versicherung gab, einzig unserer Pflege und Aufmerksamkeit habe er das Leben zu verdanken. Wir waren beide um so stolzer auf dieses Zeugniß, da wir mannichfache Gelegenheit gehabt hatten, das schöne Gemüth des jungen Mannes kennen zu lernen. Fast alle Gespräche, wenn wir allein waren,

hatten ihn und die Sorgen um sein Wohl zum Gegenstande. Daß wir ihm beide viel galten, wußten wir, doch besaß keine von uns eine besondere Zusicherung seiner Liebe. Woldemars Briefe waren gewöhnlich an die Mutter gerichtet und unserer beider immer darin mit Theilnahme gedacht.

Niemals zuvor hatten wir den Reiz der Zeitungen gekannt. Jetzt aber, mit welcher Ungeduld, mit welchem Zittern griffen wir nach ihnen, ob wir schon voraus sahen, daß jede noch so glücklich ausgefallene Schlacht uns in die peinlichsten Sorgen stürzen müsse; daß die ganze Zeitung, wenn sie nicht Friedensverkündigerin ward, keinen Trost für uns haben konnte, außer seinem Namen. Und doch nennen die Zeitungen den Namen eines Subalternofficiers in der Regel nur dann, wenn er durch Wunden oder den Tod sich diesen leidigen Ruhm zu erwerben im Stande gewesen.

Friede, Friede! hieß daher das Wort, das früh und spät von unsern Lippen zum Himmel hinaufbebte.

Leider umsonst. — Welch ein Todesschreck,

als eines Abends ein Wagen langsam in unsern Hof fuhr, aus dem ein Officier getragen wurde, dessen bleiche Gesichtszüge keinen Zweifel ließen, welch einen schweren Kranken wir vor uns hatten.

Nachdem er auf ein Sopha gelegt worden war, sagte er sehr leise abgebrochen und, wie es schien, nicht ohne großen, körperlichen Schmerz: Ihnen so zur Last zu fallen, wie undankbar! Gleichwohl aus der Welt gehen, ohne der theuersten Freundschaft das letzte Wort zurückgelassen zu haben, wie hart! Gott Lob, daß es möglich gewesen ist!

Hier vergaßen meine und Alwinens Thränen alles Maß, so daß auch die selbst weinende Mutter mißbilligend sagte:

Nicht so, Kinder. Sehet vielmehr darauf, alles zu des Kranken Erleichterung Nöthige unverzüglich herbeizuschaffen.

Schluchzend eilten wir, den Befehl auszurichten. Zum Glück hatten wir es mit verständigen Dienstboten zu thun. Denn unsere Anordnungen trugen so sehr das Gepräge von

Bewußtlosigkeit und Verzweiflung, daß damit schwerlich viel ausgerichtet gewesen wäre.

Unsere einzige Hoffnung ging noch auf den Arzt und dessen alte Vorliebe für diesen Kranken. Aber nach genauer Untersuchung von Woldemars Zustande schüttelte er den Kopf, und sagte unverholen, daß er nicht begreife, wie er bei seinen Wunden eine solche Reise habe aushalten können, wenn nicht durch den Wunsch, uns noch einmal zu sehen, seine Kräfte so wunderbar gestärkt worden wären.

Dieses bestätigte sich nur allzubald. Es trat plötzlich die Rückwirkung von dieser Anstrengung in der äußersten Ermattung bei dem Kranken ein und wenig Augenblicke später hatte sein Herz zu schlagen völlig aufgehört.

12.

Uebermannt von den Schrecken der Erinnerung mußte Antonie eine Zeitlang inne halten, ehe sie folgendermaßen fortfuhr:

Es war, als ob der vor uns liegende, starre Leichnam auch das Blut in meiner Schwester

und meinen Adern erstarrt habe. Jetzt erst begriffen wir den innigen Verein zwischen dem Entseelten und uns in seinem ganzen schauerlichen Umfange. Kein fremdes, ꞁ ser eigenes Leben schien getödtet und das, d en Last wir umhertrugen, gewann ein unfreundliches, gespenstisches, gegen uns selbst und unser innerstes Wesen gerichtetes Streben.

Unsere Mutter war in diesen Momenten des Unheils und der Verzweiflung das einzige Hinderniß gegen die Vernichtung, auf deren ödem Wege allein wir zum Wiedersehen des Entseelten gelangen zu können wähnten. Nur ihrer treuen Huth verdankten wir unsre Erhaltung. Ohne diese hätten die mütterlichen Ermahnungen schwerlich hingereicht. Denn wenn auch ihre verständige Rede nicht ganz an uns verloren ging, so war doch deren Eindruck nur selten von Dauer. Gewöhnlich glitt sie leicht an der Oberfläche unserer Seele hin, um der in ihren Tiefen herrschenden Melancholie und Verworrenheit unumschränktere Rechte über unsere Vorstellungen und Entschlüsse einzuräumen.

Vielleicht treten die Geständnisse einer Liebe,

wie meine Schwester und ich sie für den Verstorbenen fühlten, in gewöhnlichen Verhältnissen dem Schicklichen zu nahe, allein meine gute Alwine hat ja die Welt bereits verlassen, und ein Scheinleben, wie das meinige, achtet sich für losgesprochen von dergleichen Rücksichten gegen die Welt. —

Woldemars Beerdigungstag war der heißeste für uns. Die Mutter kam dazu, als Alwine in fester Umarmung mit mir bei seinem Leichnam ausrief: Ewig so vereint! Unsere beiderseitige Liebe ging nach ihm, er verdient, daß wir sie ihm aufbewahren. Keinen Gatten, als ihn! Theurer Vollendeter, wir schwören Dir —

Halt! Kind, rief die uns bis dahin unbemerkt Gebliebene, und ihr Gesicht und Ton verkündete Furcht und Schrecken — Keinen Schwur dem Todten!

Warum nicht, theuerste Mutter? fragte ich befremdet. Du weißt ja, was dieser Todte uns gewesen ist! Laß uns doch das unsichtbare ewige Band an ihn, jetzt hier vor seinen irdischen Resten, recht feierlich befestigen!

Nicht das, Lieben! Keine Leidenschaft, die

Vernunft allein soll Schwüre einleiten. Ueberhaupt aber keinen Schwur irgend einem Todten! Was der Todte selbst nicht thun würde, geschieht durch den Tod, diesen dem Menschen so feindlichen Zustand. Wie wenn die Arglist dieses Feindes Verhältnisse herbeiführte, die Euch durch Meineid in seine Gewalt brächten?

O Mutter, Mutter, so rief Alwine hier unwillig aus, wen können Verhältnisse zum Meineide bewegen?

Euch vielleicht nicht. Doch laßt ab von dem Vorsatze, lieben Kinder. Ob ich schon die Beispiele von dem Nachtheile solcher Schwüre nicht immer verbürgen möchte, so ist doch in unserer Familie eins so bekannt und mit so vielen seltsamen Umständen umgeben, daß mich allezeit Schauer anwandeln, wenn ich von Verpflichtungen ähnlicher Art hören muß. —

Diesmal aber verfehlte die Rede der Mutter alle Wirkung auf unsere bethörten Herzen. Das Beispiel, von dem sie sprach, paßte, meinten wir, nicht einmal weder auf uns, noch auf das, was sie damit beweisen wollte. Es bestand in einem von unserer Großmutter Bruder,

seiner Gattin bei Lebzeiten beschworenem Versprechen, im Fall ihres Ablebens nie wieder zu heirathen, und forderte ihren Zorn auf, wenn es geschehen sollte. Sie starb nachher wirklich. Der Mann war immer der unbescholtenste weit und breit und seines Wortes auch hierin eingedenk gewesen. Gleichwohl fanden sich nach ihrem Tode eine Menge verwickelter Umstände, die ihm eine zweite Ehe zur Pflicht machten. Wie er nun am Verlobungstage mit einer trefflichen Person den Ring an den Finger steckt, so ist es ihm grade, als wolle der Ring immer enger und enger werden. Zugleich steigt der Gedanke des gebrochenen Eides mit aller Macht in ihm auf. Seht ihr wohl, ruft er Abends, nachdem er Uebelbefindens wegen das Mahl hat verlassen müssen, seht ihr meine Selige dort zürnend stehen! Ein starker Angstschweiß quillt aus seiner Stirne. Er theilt den Verwandten reuig die begangene Schuld mit, wendet sein Gesicht voll Widerwillens von der Braut, und ist in der folgenden Nacht, allen Arzneimitteln zum Trotz, unter schrecklichen Zuckungen verstorben. —

Mit Einem Worte, weit entfernt uns hieran zu kehren, riefen meine Schwester und ich, sobald wir wieder allein waren, Woldemars Schatten an, und fühlten eine große Beruhigung, als wir uns ihm unter den schauerlichsten Schwüren zur Ehelosigkeit verpflichtet hatten.

Nur allzubald aber rächte sich die verschmähte Stimme der Erfahrung und Vernunft an dem siegenden Ungestüm der Leidenschaft. Unsere Mutter starb plötzlich und fast zugleich mit ihr eine schon früher verwitwete Schwester, welche drei noch unerzogene Kinder hinterließ. Die fast stete Abwesenheit und Sorglosigkeit ihres Vormunds legte uns, den nächsten Verwandten, die Pflicht auf, sie vor Verwahrlosung möglichst zu hüten. Unstreitig hätten wir sie zu uns genommen, allein der Umstand, daß es Söhne waren, sprach in mehr als einer Hinsicht dagegen, und ohngeachtet der Sorgfalt, die wir ihnen widmeten, mußten wir hören, daß sie Wege einschlugen, die ihnen verderblich zu werden drohten.

Zwar wendeten wir alles fortdauernd zu

ihrer Besserung an, doch fehlte uns Glück in der Wahl der Menschen, durch die wir auf sie zu wirken suchten.

Die jetzt immer häufiger werdenden Truppeneinquartierungen vermehrten das Unannehmliche unserer Verhältnisse. Ein unglücklicher Proceß, worein unser ganzes Vermögen verwickelt wurde, kam dazu, und nun fühlten wir nur allzutief das Unglück, sich in den eigenen Angelegenheiten fremder Einsicht allein anvertrauen zu müssen.

Um diese Zeit machten wir in der benachbarten Stadt die Bekanntschaft des geheimen Raths von Elbing, eines Mannes, dem Herkunft, Einsichten und Rechtlichkeit zu Empfehlungen gereichten, und der auch von unserer Lage, meiner und Alwina's Meinung nach, die hellsten Ansichten besaß.

Bald kam er in den Fall, uns einige äußerst wichtige Dienste leisten zu können. Er that es mit Aufopferung und glaubte um so eher auf Alwinens Hand Hoffnung zu haben, da sie und ich ihm unsere besondere Achtung nicht verbargen. Alwine konnte keinen Grund

finden, den Mann auszuschlagen, als das dem Todten von uns gemeinschaftlich gegebene Wort. Daher hielt sie es für's Rathsamste, ihn mit dem Umstande bekannt zu machen. In meiner Gegenwart geschah es. Allein er nahm die Eröffnung ganz anders auf, als sie sich solches vorgestellt hatte. Nichts schien ihm von so geringer Erheblichkeit, als das Versprechen wegen einer, wie er sich ausdrückte, dem Todten ganz gleichgültigen Sache; ein Versprechen, wozu überdies ein Grad von Bewußtlosigkeit gehört habe, der es von selbst null und nichtig mache. Wenn, sagte er, seinem Glücke nichts als eine so unbedeutende Zusage im Wege stehe, dann dürfe er sich nur an Alwinens gesundes Urtheil wenden, um das Hinderniß gehoben zu sehen.

Meine Schwester und ich behaupteten zwar beide, daß uns die Leichtigkeit fehle, mit der er über die Sache hinschlüpfe. Wir beriefen uns unter andern auch auf den, leider, verworfenen mütterlichen Rath gegen jenes Versprechen.

Aber dieser Rath bewies ihm durchaus nichts. Allerdings meinte er, habe die Mutter

Recht gehabt, uns von einer so zwecklosen Zusage abzuhalten, und nur in ihrem Glauben an des Todten Rache gefehlt. Das erwähnte Beispiel von der Rückkehr einer Verstorbenen dünkte ihm vollends nichts, als eine der mancherlei lächerlichen Ausartungen menschlicher Einbildungskraft. Er selbst führte eine Menge Exempel dieser Art an und sprach überhaupt mit so viel Verstand und Gewandtheit, daß wir bei Widerlegung seiner Ansichten durchaus nicht fortkamen.

Dies, und hauptsächlich die Nothwendigkeit den zu Führung unserer Angelegenheiten so nöthigen Mann nicht zu entfernen, veranlaßte Alwinen allein ihm ihre Hand wirklich zu geben.

Unser ökonomischer Zustand gewann durch den Eifer, mit dem der geheime Rath sich desselben annahm, in Kurzem ein weit besseres Ansehen, auch hätten wir für die Erziehung der Kinder unserer verstorbenen Tante keinen eifrigern Vorsorger finden können.

Allein in anderer Hinsicht verfolgte uns das Unglück nur desto härter. Schon an dem Tage

vor der Hochzeit kam meine Schwester gegen Abend mit todtenbleichem Gesicht nach Hause sich in meine Arme stürzend. Im Garten behauptete sie mit Thalens Stimme ihren Namen mehrere Mal aussprechen gehört zu haben.

Ich suchte Alles hervor sie zu überzeugen, daß wohl nur eine Selbstbethörung statt gefunden. Doch mehr als meine Gründe, that Elbing, der jetzt dazu kam. Er wußte nichts von ihrem Schrecken, gerieth aber zufällig auf das Kapitel von den Täuschungen der Sinne und stellte so viel wunderbare Beispiele von Kranken dieser Art auf, daß Alwine sich selbst darunter zu rechnen anfing, und eine ruhigere Nacht hatte, als außerdem der Fall gewesen seyn würde.

Auch der darauf folgende Entscheidungsmorgen erfuhr keine Störung. Nur in der Kirche beim Gange nach dem Altar schien Alwine mir, ihrer aufmerksamsten Beobachterin, einigemal ängstlich zurückzuschauen und dann eben so den Bräutigam zu fixiren.

Das Getümmel der Verwandten und Freunde nahm sie nachher zu Hause mit seiner freudi-

gen Theilnahme und den tausend darauf gegründeten Scherzen allzusehr in Anspruch, als daß sie zur ruhigen Betrachtung ihres Zustandes hätte gelangen können.

Erst gegen Abend, als die Sonne ihre letzten Strahlen in unsere Fenster sendete, richtete sie sich einmal plötzlich wie aus tiefen Gedanken auf, und angstolle Blicke nach dem rothen Scheine hin.

Fehlt Dir etwas, Liebste? fragte ich und sie schüttelte seufzend den Kopf, indem sie meine Hand drückte.

Schmerzlich fühlte ich, daß es mit ihr nicht war wie es seyn sollte, drang jedoch diesmal um so weniger in sie um Verdeutlichung, da die freundliche Zusprache eines geistreichen Mannes sie kurz nachher jeder finstern Idee wieder entrissen und dem Gleise des fröhlichen Festes zurückgeführt zu haben schien.

Kaum war aber am folgenden Tage ihr Gatte früh ausgegangen, so kam Alwine auf mein Zimmer. Mit Leidenschaft warf sie sich an meine Brust. Doch einen Augenblick spä-

ter floh sie, erschrocken, wie vor einer Aussätzigen, von mir zurück.

Mein Gott, was ist Dir? so rief ich ihr zu, die auf das Sopha niedergesunken, die Augen starr vor sich hin richtete.

Ach, sprach sie, so kann ich denn nun nicht einmal mehr an das zärtliche Herz meiner theuern Schwester flüchten, ohne zurückgeworfen zu werden in die Hölle, der ich umsonst zu entfliehen trachte! Weißt Du nicht mehr, wie ich auch so in Deinen Armen lag, die Leiche neben uns? Weißt Du nicht mehr, was wir uns da, was wir Ihm gelobten?

So heftig ich auch selbst angegriffen war, so suchte ich mich doch zu fassen und ihr Trost zu geben. Ohne Erfolg.

Merkst Du nichts von dem Leichengeruche rings umher? fragte sie.

Liebste, beste Seele! rief ich, sie auf die Geschichten, die Elbing neulich von den Sinnentäuschungen mittheilte, zurückverweisend.

Allein sie zuckte die Achseln und blieb dabei, daß der Geruch immer zunehme.

Von nun an verließ sie dieser Gedanke nicht

mehr. Ihr Gatte, der nach vieler vergeblichen Mühe endlich die Ursache der nur selten mit Glück von ihm bekämpften Schwermuth entdeckte, suchte alles hervor, sie von dem Ungrunde ihrer Vorstellungen zu überführen. Verlorne Mühe. Späterhin fragte sie mich mehrere Mal, ob ich keinen Husarensäbel klirren höre und sah nach der Gegend hin, woher sie ihn vermuthete. Die Angst, welche Begleiterin dieser, ich weiß nicht, ob Erscheinungen oder Ideen, war, mattete sie nach und nach völlig ab.

Endlich einmal, spät am Abende, rief sie, mich bei der Hand fassend: Um Gotteswillen, Schwester, rette mich, rette Du mich! Hörst Du nicht die Verwünschungen, die er gegen die Meineidige ausstößt?

Ich beschwor sie, ein besseres Zutrauen zu dem Vollendeten zu haben, den ihre Beweggründe zu der Heirath gewiß mit hoher Achtung für sie erfüllten.

Alles vergebens. Sie wimmerte herzzerreißend an meinem Halse und fiel mir dann erschöpft in die Arme.

Mehrere Stunden lag sie also. Sie nicht zu stören, bewegte ich mich so wenig als möglich. Welch ein Entsetzen aber, wie ich fand, daß es kein Schlummer, sondern der Tod selbst war, der sich der lieben Unglücklichen bemächtigt hatte!

Hier laßt mich schließen. Wozu auch noch eine umständliche Erwähnung der Vorwürfe, womit der tiefbetrübte Gatte sich sechs Monate lang ohne Aufhören peinigte? Genug, sie und das, bei der eigenen tiefen Verzweiflung, so dringende Bedürfniß nach Vertrauten meines frühern Glückes und meiner Gesinnung, trieben mich zu Euch her, da ich ja ohnehin keinen Trost für den Gebeugten hatte. Er selbst hat mir dazu gerathen. Sein Vorsatz ist einzig unsern Rath und Erziehung bedürfenden Verwandten zu leben, und so das Unrecht gegen die Entschlafene, dessen er sich beschuldigt, thunlichst wieder gut zu machen.

13.

Es lag in der Natur der Sache, daß Heinsberg, um die erste Zeit des Wiedersehens der drei Freunde nicht zu stören, sich sobald als möglich entfernte. Er hatte aber auch noch einen wichtigern Grund dazu in seinen innern Schmerzen. Ohne daß die Erzählerin es hatte ahnden können, war mit ihrer Geschichte eine zeither tief im Hintergrunde seiner Seele schlafende Erinnerung ihm erweckt worden, die ihm Mark und Leben grimmig anzunagen drohte. Schon während der ersten Ehetage hatte er und seine verstorbene Gattin einst in einem Momente des höchsten Enthusiasmus sich wechselseitig ewigen, ausschließenden Besitz auf's feierlichste angelobt. Welcher Theil früher als der andere starb, wollte, im Fall das Gelübde gebrochen würde, den überlebenden, wo möglich, deshalb zur Rede setzen. Seit diesem Tage war jedoch um so weniger wieder daran gedacht worden, da ein seltener Grad von Liebe beiden das eheliche Verhältniß so leicht und schön machte, daß die Furcht vor Untreue gar nicht

aufkommen konnte, und der Tod der Wöchnerin zu schnell erfolgte, als daß die in jenem Momente dem Ueberlebenden aufgebürdete Ehelosigkeit jetzt noch einmal hätte zur Sprache kommen können.

Es ist erwähnt worden, wie tief der Verlust dieser Gattin das Gebäude von Heinsbergs Glück erschütterte, und auf welchem langsamen Wege er endlich bis zu dem Gedanken an einen Ersatz des Verlorenen gekommen war.

14.

Im Ambachschen Hause begriff man die auffallende Veränderung im ganzen Wesen des baldigen nahen Verwandten durchaus nicht. Man stürmte von allen Seiten mit Fragen auf ihn los und ein körperliches Mißbehagen, das er vorgab, reichte niemand hin, seinen Verlust aller Laune und den melancholischen Anstrich zu entschuldigen, den jedes Wort, jede Miene angenommen hatte.

Mit Zagen nur sah unter so veränderten Umständen Marie die Trauung immer näher

rücken, welcher ihr Verlobter ohne Verletzung des Anstands nicht mehr ausweichen konnte. Auch ihre Aeltern schienen nun mehr Zweifel in das Glück einer Verbindung zu setzen, von der sie sich noch kurz zuvor das Beste versprochen hatten.

Die Vorbereitungen dazu gingen indessen ihren Gang. Die Gäste wurden geladen und der Hochzeitmorgen brach an.

Bei den in Heinsbergs Brust immer mächtiger werdenden Unglücksahndungen war es kein Wunder, wenn ein Schwarm von Krähen, der, wie er eben aus dem Bette zum Fenster trat, vor ihm aufflog und einen Morgengruß herüberkrächzte, ihn in die unbehaglichste Stimmung versetzen konnte. Am stärksten hallte das Krähenlied wieder in ihm, als die Braut im väterlichen Hause ihre Unruhe bei seiner Annäherung unter süßen, freundlichen Worten und Mienen so wenig, als die rothgeweinten Augen verbergen konnte.

Da stieg in Heinsbergs Gemüth zuerst die Frage auf, ob es nicht besser sei, das mit gewaltigen Schritten herbeieilende Unglück durch

ein, wenn schon auffallendes, doch wohlthätiges Wort zu beschwören, ob es nicht besser sei, noch jetzt nach einer offenen Erklärung des ganzen Zusammenhanges der Sache zurückzutreten, als das zarte Leben eines so herrlichen Geschöpfs, wie Marie, in den Fluch, dem er entgegenging, mit zu verflechten. Und nicht sie allein. O, wenn er bedachte, welcher Glanz des Frohsinns vor der Bekanntschaft mit ihm jeden Punkt dieses Hauses beleuchtet, wie der gute Humor des Grafen ihn gewissermaßen zuerst wieder mit dem Leben befreundet hatte, nnd er nun, zum Danke, darauf ausging, diesen fast allein in seinen Kindern lebenden Mann, durch Mariens Zugrunderichtung, gleichsam ganz zu vernichten! —

Nein, der Schritt, der harte, befremdende, jeder lieblosen Mißdeutung bloßgestellte Schritt, sollte wirklich von ihm geschehen, als, wie von einem Zauber herbeigeholt, auf Einmal solch eine Menge geladener Hochzeitgäste eintraf, daß Hausherrschaft und Braut mit deren Empfange vollauf zu thun hatten.

Heinsbergs Vorsatz fand sich gelähmt. Dank

forderten die Glückwünsche der Ankommenden, nicht Widerspruch, der jetzt, da es so weit gekommen war, die Gäste leicht in ihrem Glauben an seine Vernunft irre machen konnte.

Maschinenartig schritt nun der Verlobte in den Schranken des Schicklichen weiter. Die Trauung erfolgte ohne irgend ein ungewöhnliches Ereigniß. Mariens gütiges Zuneigen konnte seine Wirkung auf den Bräutigam nicht verfehlen.

Ueber Tische aber riß ein zufälliges Wort das Gebäude ihres vielleicht beiderseits auf Anstrengung beruhenden Frohsinns völlig nieder. Einer der Gäste gedachte nämlich Jukundens Hochzeitabends und sagte: Apropos, Graf Ambach, wissen Sie nun wohl, wer der maskirte Tausendkünstler war, über den wir uns damals den Kopf zerbrachen?

Kaum war das Wort von den Lippen, als auch die Gräfin Mutter schon nach Marien blickte, welcher sogleich ein paar große Thränen aus den Augen quollen, die sich mit Ungeduld nach dem Frager richteten.

Nun, wer ist er denn? rief der Graf ihm

zu, aus der Stellung der Frage auf das Wissen des Gastes darum schließend.

Jedoch letzterer hatte selbst Belehrung darüber gewünscht, und es entspann sich zu des Hausherrn und dessen Gemahlin großem Verdruß ein Gespräch über den Räthselhaften, dessen R.sultat, nach einer Menge sich durchkreuzender Hypothesen, die Sache um keinen Schritt weiter brachte.

Der unangenehme Eindruck dieses Gesprächs auf die Hauptpersonen des Festes wirkte bald in die Stimmung sämmtlicher Anwesenden ein, so daß Heinsberg endlich der Langenweile, die für ihn diesmal eine weit tiefere Bedeutung hatte, von Herzen müde, zuerst von der Tafel aufsprang und durch diese an sich befremdende Unschicklichkeit den Andern ein sehr willkommenes Zeichen zum Aufbruche gab.

15.

Der Bräutigam trug allzuschwer an der Bürde seines Mißgeschicks, um nicht ein einsames Zimmer im obern Stocke der Gesellschaft

vorzuziehen, die dadurch, daß sie jetzt in einzelne Gruppen zusammentrat, wieder Leben und Regsamkeit erhielt.

Erst die Waldhörner, welche die Gäste späterhin in den Garten riefen, schreckten den Baron aus dumpfem Halbschlafe auf. Ihr Ton, der das Fest, dem er entflohen war, neu verkündigte, wollte sein Herz auf Einmal zerschmettern. Mitten hindurch glaubte er die drohende Stimme der verstorbenen Gattin immer deutlicher zu vernehmen, so daß es ihm auch bald in dieser Einsamkeit um so unerträglicher wurde, da die Dämmerung, die ein trüber Himmel sehr plötzlich herbei führte, auch sein Auge anzufeinden kam, das schon bei jedem Knistern ängstlich nach dem sonst so sehr herbei gesehnten Schatten herumsuchte.

Schon stand er im Begriff sich auf's Neue in's Hochzeitgetümmel hineinzustürzen, als leise Tritte von der Treppe über den Saal ihn zurück an das Fenster drückten. Vergebens riß er die Flügel auf, um nur Luft zu haben, in der wirklich lebende Menschen athmeten; kein Laut von außen tröstete sein Ohr. Bloß der

immer näher kommende leise Tritt auf dem Saale schlug daran, und von der Todesangst, die ihm das Haar hoch in die Höhe trieb, zeugte auch sein Laut, als jetzt die Thüre wirklich sich öffnete.

Gott Lob! seufzte er, denn es war seine Schwiegermutter.

Mein Himmel, rief diese, hier so allein, während alles um Sie besorgt ist? Ist Ihrer Gesundheit etwas begegnet?

Das nicht eben.

Nun, fuhr sie höchst unwillig fort, warum entziehen Sie Sich so, an einem Tage, der uns und hauptsächlich auch den Gästen die gegründetsten Ansprüche auf Ihre Gegenwart giebt? — Ihr frühes Aufstehen von der Tafel war schon sonderbar genug. Das heißt aber doch wirklich in der Seltsamkeit Wunder thun, daß Sie, die Hauptperson des Tages, Sich überall vermissen lassen!

Heinsberg suchte die Erzürnte zu besänftigen und folgte ihr nach dem Gartenhause zu den Uebrigen. Hier entstand aber bald eine neue Sorge. Seit länger als einer halben Stunde

fehlte die Braut, die nach dem Ufer gegangen war, den Vermißten aufzusuchen. Auf alle Seiten eilte man ihretwegen. Nirgend eine Spur. Umsonst wurde in jedem Behältnisse des Hauses und Gartens nach ihr gesucht. Die Lage der Verwandten und des Bräutigams war schrecklich. An einen bloßen Spaziergang war schon darum nicht mehr zu denken, da Marie allein über die Gränzen der älterlichen Besitzungen nicht zu gehen pflegte, auch die Nacht in der schwärzesten Gestalt sich auf die ganze Gegend geworfen hatte; dazu bei ihrem Eintritt ein überaus heftiger Sturm mit Ungewitter entstanden war.

Weil den Verwandten die Verstimmung der Braut über der Tafel nur allzulebhaft noch vorschwebte, und des Bräutigams späteres Benehmen nicht sehr geeignet war, diese zu mildern, so fing man an das Aergste zu befürchten, und die Seufzer, vom Winde den Wellen am Ufer abgepreßt, kamen ihnen vor, wie die Klagen der nächsten Augenzeugen über den freiwilligen Tod eines süßen, jugendlichen Lebens.

Ein großer Theil ihrer Vorwürfe, beson-

ders der weiblichen, fiel auf Heinsbergs letztes räthselhaftes Benehmen. Man ließ es ihm auch so sehr merken, daß er seine Beweggründe, wenn nicht zum Troste der Ankläger, doch zu einiger Entschuldigung für sich, in wenigen Worten entdecken zu müssen glaubte, und dieserhalb Schwiegermutter und Schwägerin in ein Nebenzimmer führte.

Unseliges Verhängniß, rief, als er fertig war, die trostlose Mutter aus, was verbrachen denn wir Andern, um so tief und schmerzlich darein verwickelt zu werden?

Die Umstände waren so, daß, sobald das Gewitter ein wenig nachließ, die Gäste sich allmählig verloren. Der Baron kehrte endlich auch auf sein Gut zurück, von seinen innern Qualen begleitet.

16.

Am folgenden Morgen fand er die gräfliche Familie noch so ziemlich in den gestrigen Kleidern. Nichts als das Hervorstechend-Hochzeitliche hatte man davon gethan, da allen Mit-

gliedern des Hauses so wenig wie Heinsbergen der Gedanke an Bett und Schlaf auch nur eingefallen war.

Die während der Nacht ausgeschickten Boten waren bereits bis auf einen zurück. Keine Spur von der Verschwundenen hatten sie finden können.

Noch in den Vormittagsstunden jedoch landete ein Schiffer vom jenseitigen Ufer, der mit dem Grafen zu sprechen verlangte. Er hatte von dem häuslichen Unglücke gehört, und da er mit der Frage, ob er seine Vermuthungen über die Sache entdecken dürfe, sehr willkommen war, so erzählte er Folgendes: Es sei schon seit einigen Abenden eine Gestalt auf den Felsen am Ufer, bei dem sehr starken Wetterleuchten sichtbar geworden, wie mehrere Fischer bezeugen wollten. Sie insgesamt hätten dem Dinge sogleich nichts Gutes zugetraut, da es sehr gespensterhaft ausgesehen, auch über die steilen Felsen so leicht hingegleitet sei, wie es wohl keinem Sterblichen glücken werde. Im Schloßgarten habe es sich gewöhnlich verloren, doch versicherten einige seiner Handwerksgenos-

sen, es pflege den Felsenweg wieder zurück zu kommen. Gestern, wie das Gespenst früher als gewöhnlich eingetroffen, wäre er und seine Frau auf die Rückkehr neugierig gewesen, und da hätten sie denn nicht nur das Ding, sondern, vom Blitzstrahl erleuchtet, auch eine Weibsperson dazu gesehen, die von ihm über die Steine weggetragen worden. Schon sei er, der Schiffer, nach dem Kahne gegangen, um Nachricht herüber zu bringen. Allein, der immer zunehmende Sturm habe es unmöglich gemacht.

Ambach sah den Fischer lange forschend an. Er fürchtete eine abscheuliche Unternehmung gegen Marien, die sich hinter albernen Mährchen vor der Strafe verstecken wolle, und hielt den Erzähler für einen der Mitschuldigen. Allein die herbeigerufenen übrigen Fischer bestätigten die Aussage des Verdächtigen so allgemein, daß eine nähere Untersuchung ganz überflüssig schien.

Uebrigens versicherten sämmtliche Fischer acht Tage später einstimmig, daß, so aufmerksam sie auch gewesen wären, sie seit jenem Raube die Gestalt nicht wieder entdeckt hätten.

17.

Es lag in den Verhältnissen, daß der Baron seine Besuche bei Ambachs jetzt seltener und kürzer machte. Warum nur sie, die Schuldlose, der Zornigen Rache treffen mußte! rief er, oft wenn er allein war, und hatte mehr Furcht vor seinem eigenen Daseyn, als vor dem Wiederkommen der verstorbenen Gattin, die ja doch, im schlimmsten Falle, weiter nichts konnte, als ihn befreien von einem überlästigen Leben.

Was ihn Wunder nahm, war die unverstellte Güte, womit die Ambachsche Familie sich gegen ihn äußerte, und die Fassung, die überhaupt in dem Hause statt fand. Ein sehr großer Trost für ihn, der nimmermehr geglaubt hätte, daß sich die aufs innigste an Marien hängenden Menschen sobald in dieses finstere Geschick würden ergeben können.

Es ging so weit, daß Heinsberg sogar einmal über Tafel die Gräfin von der Begeben-

heit, zwar mit Achselzucken, aber doch wie von einer der Familie ziemlich gleichgültigen Sache sprechen hörte.

Bei dieser Gelegenheit brachte auch wieder jemand die Rede auf Jukundens Hochzeitabend, und die an des verschiedenen Assessors Ruhland Stelle erschienene unerklärbare Person, behauptend, daß dieser doch ganz der Anstrich des Geisterhaften eigen sei.

Allerdings, antwortete Graf Ambach lächelnd. Ich selbst wurde daran irre, und hätte jede Gespenstergeschichte eher bezweifeln mögen, als grade diese. Alles sprach dafür, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe; das tiefe Schweigen, das ich gegen jedermann über die eingeladenen Gäste beobachtet hatte, der uneröffnete Brief und die übrigen Umstände. Dennoch aber ist die Geschichte einer natürlichen Auflösung fähig.

Man zeigte sich sehr begierig mehr davon zu vernehmen, und der Graf sagte: Sie erinnern Sich, daß die politischen Verhältnisse zur damaligen Zeit manchen Zwang, manchen ge-

waltsamen Eingriff in die theuersten und unbestreitbarsten Rechte des Einzelnen, der Regierung an die Hand gaben. Unter andern pflegte man auf der Post in das Geheimniß der Briefe einzudringen, betrieb dies aber mit so vieler Kunst, daß der Empfänger den Brief mit dem Siegel des Absenders bekam, ohne daß von der frühern Eröffnung eine Spur daran zu bemerken war. Denken Sie Sich nun, irgend jemand sei grade bei dem Polizeidirektor gewesen, als dieser eine Menge eröffneter Briefe vor sich liegen hatte. Darauf werde der Direktor abgerufen, und es führe während dieser Zeit der Zufall den Blick des Anwesenden auf einen Brief mit meiner Namensunterschrift. Lassen Sie Sich ihn des Namens erinnern. Setzen Sie den Fall, daß er ein Mädchen dieses Namens, von Interesse für ihn, auf dem Maskenballe im Bade zu Pyrmont am Abend vor unserer Abreise gesehen hat, und ihm einfällt, daß das Marie, meine Tochter, gewesen ist. Unfehlbar wird er dann den Brief überlesen und die Adresse ansehen. Der Assessor

Ruhland, an den sie gerichtet war, könnte wohl einer von seinen Bekannten seyn, er könnte von Ruhlands Tode bereits Kenntniß gehabt haben und von seiner Leidenschaft zu Marien zu dem abenteuerlichen Gedanken gebracht werden, des Verstorbenen leere Stelle bei unserm Kirmsfeste ausfüllen zu wollen!

Die ganze Miene des Grafen gab zu erkennen, daß die Fälle, die er gesetzt, sich wirklich ereignet hatten, daher baten mehrere um den Namen von Ruhlands Stellvertreter. Doch er schlüpfte mit einem ausweichenden Scherze so schnell darüber hin, daß man leicht merken konnte, er habe keine Lust sich weiter herauszulassen.

18.

Eines Morgens erhielt der Baron wieder ein Einladungsbillet vom Grafen auf den Mittag, sagte jedoch erst dann zu, als ein zweites erschienen war, das ihn, wichtige Aufschlüsse versprechend, bei seiner Freundschaft dazu aufforderte.

Lieber Heinsberg, so redete Ambach den Eintretenden an, der erste Augenblick unsers Alleinseyns sei Bekenntnissen gewidmet, deren mein Herz sich so gern längst schon entlediget hätte. Die Braut, welche Sie für ein Opfer Ihres Entschlusses zur zweiten Ehe hielten, ist noch am Leben. Schon am Tage nach ihrem Verschwinden bekamen wir Nachricht von ihr, und daß sie bis zur Entscheidung ihres Schicksals auf dem Gute meiner Schwester sich aufhalten werde; doch alles unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit.

Und dieses Verschwinden und Verheimlichen! rief der Baron, der von der Seligkeit der Nachricht nur allzubald zu dem tiefsten Gefühle für die dadurch erlittene Beleidigung gelangte, die des Grafen Mitwissen und Schweigen unterstützt hatte.

Ich kann mir den Sinn Ihrer finstern Miene denken, lieber Heinsberg, versetzte der Hausherr, doch erlauben Sie, daß ich ausrede. Sie erinnern Sich der Fischersage von

einem Gespenst, das mehrere Abende vor Mariens Verschwinden sich auf den Felsen am Ufer sehen ließ? Ich selbst begriff nicht wohl, wie ein Mensch von dieser Seite unsern Garten betreten könne. Aber der Unbekannte von der Kirms her hatte es doch möglich gemacht. Die Nähe der Hochzeit war ihm zu Ohren gekommen, und weil Marie sehr oft Abends den Garten allein besuchte, so hatte er schon viele Abende zuvor hier auf der Lauer gestanden. Vergebens. Denn die mancherlei Vorbereitungen zu dem Feste überhäuften sie allzusehr mit Geschäften. Am Festabende selbst aber gelang ihm der kecke Streich um so eher, da Marie, Sie zu suchen, sich bis an das Ende unsers weitläuftigen Gartens entfernt hatte. Gewalt von seiner Seite, Liebe von Mariens, dazu unfehlbar Ihre unverkennbare Unzufriedenheit mit der geschlossenen Verbindung, die ihr keine glückliche Zukunft weissagte, mit Einem Worte, alles begünstigte das Wagestück. Uebrigens hatte der Entführer seine Maßregeln so gut genommen, daß meine ausgeschickten Boten

sämmtlich nichts entdeckten, einen einzigen ausgenommen, der mir am Abende des zweiten Tages einen Brief von dem Paar überbrachte.

Heinsberg sah schweigend vor sich hin und der Graf ergriff seine Hand. Ich verstehe Ihre Mißbilligung, sagte er, aber ob ich sie auch verdiene? Nach den Entdeckungen, die Sie meiner Frau und Zukunden gemacht hatten, war doch wohl ohnehin auf kein Glück für Sie durch Marien zu rechnen. Nebenbei dürfte es wohl mehr als unklug gewesen seyn, einer vielen nachtheiligen Deutungen ausgesetzten Geschichte die Hülle zu entreißen, die ihr so glücklich zu behaupten gelungen war! —

Sie haben Recht, völlig Recht, lieber Graf, rief Heinsberg seine Hand schüttelnd. Nur das Ueberraschende konnte mich Anfangs etwas irre an Ihrem Benehmen machen. Warum aber geschah nicht schon der einzige Schritt, der hier zu thun war, warum entsagten Sie so lange dem Vergnügen, das glückliche Paar in Ihrer Mitte zu sehen?

Familienrücksichten, lieber Baron. Der Onkel des jungen Mannes hatte andere Plane mit diesem, von denen er nicht abzubringen war, und der Liebende durfte seinem eisernen Willen nicht entgegen handeln, ohne sich die schönsten Lebenshoffnungen zu gefährden. Jetzt ist der Alte mit Tode abgegangen. Doch schon höre ich meine Frau mit Marien und dem Jünglinge auf dem Saale, der für's Erste kommt, Ihnen die schwere Beleidigung abzubitten.

Mein Gott, der Prinz von **? rief Heinsberg, vor dem die Zurückgekehrte mit tiefgesenktem Haupte stand.

Mariens künftiger Gemahl, wenn Sie verzeihen und unser Glück wollen! sprach der Prinz.

Der Entsagende drückte sie beide vereint an seine Brust. Ehegericht und Kirche thaten das Uebrige.

Marie folgte der Bestimmung ihres nunmehrigen Gemahls in die Residenz. Heinsberg hingegen leistete mehr als je zuvor ihren

Aeltern auf dem Gute Gesellschaft, und pflegte zu sagen, daß die rasche That des Jünglings ihn durch das tiefste Unglück zu dem einzigen wirklichen Glücke geführt habe, dessen er nach dem Ableben seiner Gattin fähig gewesen sei.

Die Ruine von Paulinzell.

I.

Geht hier der rechte Weg? — rief mir eine schnarrende Stimme durch das Gebüsch zu, und der Wagenlenker, dem sie angehörte, arbeitete mühsam mit seinen vier Pferden den schwerbepackten Reisewagen über umherliegende Felsenstücke den Berg herauf.

Er meint nämlich nach Langenwiesen — ergänzte eine Flötenstimme die Frage, und zwei Frauengestalten traten hinter dem Wagen hervor.

Unsre zerschlagenen Glieder — fuhr die Sprecherin fort — rechtfertigen wohl einige bescheidne Zweifel, ob wir uns bisher auf einem wirklichen Wege befunden haben.

Die schönsten Feueraugen blickten mir aus einem dunkeln Lockengewühl entgegen, und wiederholten freundlich die Frage.

Dieser Weg — erwidert' ich — wenn Sie

mir erlauben, diesen langen, schmalen, steinigen Platz so zu nennen, führt allerdings Ihren Wagen nach Langenwiesen, wenn indessen eine Viertelstunde Fußweg Sie nicht zu sehr ermüdet . . .

O, im Geringsten nicht — unterbrach sie mich — lieber eine Stunde zu Fuß, als länger so unsanft geschaukelt.

Ich erbot mich zum Begleiter durch den Wald, bis an das nächste Gasthaus, wo die beiden Reisenden ihren Wagen erwarten wollten, und mein Erbieten ward freundlich angenommen. Unterweges erfuhr ich, daß Ilmenau das Ziel ihrer Reise war, wo die zweite Dame durch die stärkende Waldluft und den Gebrauch der Schlackenbäder ihre Gesundheit herzustellen hoffte. Ihre Gefährtin sorgte mit der zartesten Aufmerksamkeit für sie, die, gehüllt in einen weiten Staubmantel, und dicht verschleiert, langsam neben ihr ging, ohne jemals einigen Antheil an unserm Gespräch zu nehmen.

Wir hatten unsern angenehmen Waldweg nicht allzueilig zurückgelegt, und fanden vor dem Wirthshaus den Wagen schon angelangt.

Die Verschleierte verneinte die Frage ihrer Reisegefährtin, ob sie gesonnen sei im Gasthofe abzutreten; zugleich wandte sie sich nach mir, und dankte mir mit wenig Harmonikatönen, den ersten, die ich von ihr hörte, für meine Begleitung. Bei der Bewegung gegen mich theilte sich ihr Staubmantel, der Schleier wich zurück und ein blonder Madonnenkopf wendete ein paar blaue Augenhimmel mir zu, die zugleich alles Süße der Liebe und jede Bitterkeit des Schmerzes aussprachen.

Die Antwort auf ihren Dank stockte mir auf der Lippe. Ihr Auge ruhte einige Augenblicke forschend und mit seltsamen Ausdruck auf mir, dann, indem sie das schöne Gesicht tiefer in den Schleier hüllte, sagte sie leise zu ihrer Freundin: Ich bin doch durch den kurzen Weg etwas ermattet: Laß uns einige Minuten ausruhen.

Ich folgte ihr maschinenmäßig in das Wirthshaus. Man trug Erfrischungen auf. Die Freundin, wie es mir vorkam, auf einen leisen Wink der Verschleierten, lud mich ein Theil zu nehmen.

Ich bin nicht immer so schwach — sagte die Verhüllte — halten Sie es meiner Ermüdung zu gut. Es geht auch schnell vorüber.

Sie stützte den Arm auf das Sophakissen, und legte den Kopf in die Hand, wie es schien, um auszuruhen. Wir andern zwei sprachen indessen mancherlei über die benachbarten Gegenden, ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten.

Sahen Sie die Gegend bei Saalfeld? — lispelte einmal die Verschleierte mit fast accentloser Frage dazwischen.

Mehre Male — erwidert' ich — noch vor wenig Tagen stand ich dort am Denkmal des ersten theuren Heldenopfers, das in jenen blutigen Schlachten fiel.

Bezeichnet das Denkmal die Stelle, wo der Prinz fiel? — fragte sie weiter, und ihre Stimme schien zu zittern.

Nicht ganz genau — antwortet' ich — das Denkmal ist zur Seite der Landstraße errichtet; etwas weiter abwärts, nahe bei einem Busch ...

Fochten Sie selbst in jener unglücklichen Schlacht? — sprach sie jetzt mit festerer Stimme, und erhob sich langsam aus der liegenden Stel-

lung, indem sie den Schleier etwas zurückschlug. Die blassen Rosen ihrer Wangen glühten schnell zu hohem Purpur auf, indem die Augen mich groß und flammend anblitzten.

Ich selbst nicht — gab ich zur Antwort — aber ein sehr lieber Freund von mir kämpfte an derselben Stelle, leider fruchtlos . . .

Und blieb — ergänzte sie seufzend, als klang auch in ihrer Erinnerung eine Trauerglocke über dem Grab eines geliebten Helden. Ich wollte ihre Meinung berichtigen, aber sie winkte mir schmerzhaft mit der Hand zu schweigen.

Lassen Sie uns nicht diese wehmüthigen Erinnerungen jetzt aufwecken — setzte sie leise, kaum hörbar, hinzu, und neigte sich leicht wie zum Abschied gegen mich. Ihre Freundin verstand sie, auf ihren Wink eilten die Diener herbei, der Schlag öffnete sich, und in wenig Augenblicken war mir der Wagen mit den schönen Fremden aus dem Gesicht.

2.

Ich war Willens den schönen Unbekannten zu folgen, aber der Mittag war vorüber, und mein Versprechen rief mich nach Paulinzell, wo ich eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen anzutreffen hoffte, um mit ihnen die ehrwürdige romantische Ruine der alten Klosterkirche zu betrachten. Ich wollte schon um das Wirthshaus herum nach dem Amthofe den Weg nehmen, denn ich hatte mich verspätet, und glaubte meine Freunde schon unter den Resten der Vorwelt in Bewundrung umherwandelnd zu finden, da hört' ich bekannte Stimmen meinen Namen rufen, und man winkte mich hinauf, auf den kleinen Hügel, wo die Gesellschaft unter einer Linde versammelt war und auf mich wartete.

Um in dem günstigsten Licht den Anblick der prächtigen Ruine zu genießen, die nach allen Zerstörungen des Fanatismus, der Zeit, und, was am meisten schadete, des Finanzgeistes, doch groß und herrlich, wie wenig andre, von alter Art und Kunst zeugt, hatte man beschlos-

sen, erst am Abend, in der Beleuchtung des Mondes, den Weg dahin anzutreten. Mich hatte man zum Führer ausersehn, weil ich mehrmals schon die Gegend bereiset hatte, und die Ruine aus Zeichnungen, Modellen und noch mehr aus eigner Beschauung kannte. Der heitere Himmel ließ eine helle Mondnacht hoffen, und selbst die kleinen Wölkchen, die einzeln in der blauen Luft schwammen, konnten die Magie der Mondbeleuchtung nur durch Abwechselung des Hellen und Dunkeln erhöhn.

Der Anblick der Ruine, wenn man sich ihr durch den Amthof von der Abendseite nähert, hat allerdings viel Ueberraschendes und Imponirendes. Der noch im Verfall ziemlich hohe Thurm zur Rechten zieht zuerst das Auge an. Sogleich aber wendet sich der Blick zu dem achtsäuligen Portale, das aus der geräumigen Halle zum Schiffe der Kirche führt. Durch dieses sieht man in die Säulenreihe der Kirche selbst, und über ihm, auf dem Vorsprunge, den seine Säulen tragen, hohe, und doch seit dem Verfall dieses uralten Baues mehre Mal abgestorbene und jung hervorgewachsene Fichten.

Allein für die Beschauung beim Mondlicht schien mir diese Ansicht, wenigstens für den ersten Anblick, nicht die günstigste, weil sie, den Mond verdeckend, die Ruine unter den andern Wirthschaftgebäuden nur als eine dunkle, beschattete Masse zeigt. Ich beschloß daher, den Weg von der Morgenseite zu nehmen, und weil die Sonne sich eben dem Untergang zuneigte, schlug ich einen Spaziergang in den Wald vor, aus dem wir zu rechter Zeit hervortreten wollten, um die Ruine von dieser sehr romantisch gelegenen Seite erst aus der Ferne in der Mondbeleuchtung zu betrachten.

3.

So lange der Tag uns noch umdämmerte, schwärmte die Gesellschaft fröhlich im Walde umher. Einige suchten sich heimliche Plätzchen zu vertrauten Gesprächen, andre pflückten sich Waldbeeren und schmückten Kleider und Hüthe mit röthlich aufblühender Haide. Mich, den die schöne Fremde zuweilen noch still und nachdenkend machte, neckte man mit dem kleinen

Abenteuer, das ich gutmüthig erzählt hatte, und behauptete: die räthselhaft Verschleierte, die sich so angelegentlich nach dem Monumente bei Saalfeld erkundigt hatte, könne niemand anders gewesen seyn, als die Prinzessin, die man im Bade erwarte. Als es aber unter den hohen schwarzen Fichten und Tannen anfing zu dunkeln, fanden sich die Einsamen bei der Gesellschaft ein, man schloß sich näher an einander, und selbst der Muthwille, den einige mit den Geistern treiben wollten, die nach der Erzählung des Wirthes in der Ruine sich neuerlich wieder gezeigt hatten, ward immer kleinlauter, je mehr die Dämmerung sich ausbreitete, und verstummte endlich ganz in der weiten, öden Stille, die uns zwischen den Bergen in dem dichten Walde umgab.

Schauerlich und düster genug — sagte Julius — hat die heilige Pauline den Ort für ihr Kloster ausgesucht. War es Vorliebe für tiefe Abgeschiedenheit, oder wollte sie in dieser vormals gewiß sehr rauhen Gegend schwere Vergehen abbüßen? Es wär' interessant, die Geschichtbücher ihrer Zeit darüber zu befragen.

Da ist wenig Ausbeute zu finden — erwiderte Theodor — und das Wenige, was man aufgezeichnet findet, ist kaum des Suchens werth.

O theilt uns mit, was Ihr davon wißt, Ihr Herren — rief eine von den Frauen — ist es auch wenig, so muß es uns doch hier, so nah an Paulina's Ruhestelle, sehr interessant seyn.

Sie werden sich getäuscht finden — entgegnete Theodor — Solche unvollständige Notizen stören die Phantasie mehr, als daß sie dadurch sollte aufgeregt werden. Jetzt denken Sie Sich vielleicht Paulinen als schöne Unglückliche, als heilige Jungfrau, die in der geweihten Zelle die Leiden unbefriedigter Sehnsucht vergessen und vertrauern will, als eine Art von schönerer Heloise, die das kalte Schicksal von dem Geliebten getrennt hat, und die vielleicht nur fremde Vergehungen abbüßt, in die ein dunkles Geschick die Unschuldige verflocht. Wenn Sie aber in den Chroniken lesen: St. Paulina war die Gemahlin, oder nach andern die Tochter des thüringischen Markgrafen

Morichon, zur Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten. Sie baute das Kloster Paulinzell, zwischen Königsee und Ilm. Als sie nun mit ihrem Sohn Werner den ersten Abt Gerung daselbst einführen wollte, und deshalb zu seinem Kloster ritt, ihn abzuholen, fiel sie vom Pferd und brach den Arm, an welcher Verletzung sie auch bald darauf gestorben ist — was haben Sie durch diese prosaische Relation gewonnen? Die junge Schöne hat sich in eine betagte Matrone verwandelt, die Jungfrau in die Mutter eines großen ritterlichen Sohnes, und die Wirklichkeit hat wieder einmal den schönen Zauber der Phantasie zerstört.

Doch nicht so ganz — sagte Mathilde — Muß denn der Sohn eben ein großer schlagfertiger Ritter seyn und die Mutter eine alte Matrone? Den häßlichen Armbruch abgerechnet, kann ich mir den Zug nach dem Kloster des Abtes Gerung recht wohl unter dem Bild einer Flucht nach Aegypten denken.

Und welchen romantischen Stoff — fiel Otto, Mathildens Bewunderer, ein, bringt

allein dieses Bild in Paulina's ganze Geschichte! Welche Bedeutung kann der Abt dadurch bekommen!

Was — setzte Julius hinzu — was öffnet die Ungewißheit der Chronisten, ob Paulina Morichon's Gemahlin oder Tochter gewesen, für ein weites Feld! Mir ahndet so etwas von einer deutschen frühern Cenci. Dann wäre das düsterschöne Romantische dieses Klosters wohl ein treues Abbild eines tief gebeugten, verdüsterten, aber schönen, trefflichen Gemüthes.

Werner — fragte Amalie — war dieses nicht der Name des Abtes?

Gerung vielmehr — erwiderte Theodor — Werner hieß Paulina's Sohn.

Noch sonderbarer! — fuhr Amalia fort — Wir durchblätterten vorhin das Fremdenbuch; waren es nicht die Namen, Werner und Pauline, die wir mit Bleistift geschrieben und mit einem dornigen Rosenkranz umschlungen fanden?

Richtig, dieselben! — rief Otto — Werden Sie nun bald Gespenster glauben, da Pauline und Werner als Revenants kommen

und sich sogar unter die Beschauer ihrer Ruine einschreiben? Wer weiß, ist der Mönch, den die Wirthsleute bei der Ruine gesehen haben, nicht dieser Werner, und uns begegnet vielleicht heute Pauline selbst in der Ruine.

Spotten Sie jetzt nicht — sagte Amalie — Stand nicht neben diesen Namen: Karlos und Elisabeth mit leichten Zügen hingeschrieben? und läßt sich nicht hieraus auf ein verborgenes Verhältniß Paulina's schließen, das irgend einem Besucher dieser Ruine bekannt geworden seyn muß, weil er durch diesen Zusatz darauf deutete?

Sie haben Recht — antwortete Julius — Hat denn jener etwas magre Chronist alle Urkunden des Paulinzeller Archives gelesen, die vielleicht seit vielen Jahrhunderten verbrannt, vermodert oder zerstreut sind? Wie viel könnte man noch jetzt finden, wüßte man nur, wo man suchen sollte.

Theodor erinnerte mich jetzt, daß ich eine Geschichte Paulina's und ihres Klosters hier an Ort und Stelle mitzutheilen versprochen hatte. Ich führte die Blätter bei mir und

erneuerte das Versprechen. Der Verfasser, setzte ich hinzu, einer von meinen liebsten Freunden, interessirte sich auf das lebhafteste für diese Ruine und für alles, was geschichtlich oder artistisch darauf Beziehung hat. Er forschte in alten Urkunden und hörte gern jede mündliche Ueberlieferung. So trug er fast ein kleines Paulinzeller Archiv in sich, von welchem diese Erzählung die Resultate erhält. Er kleidete sie nach seiner Art novellenmäßig ein, und sonderbar, daß seine Erzählung ein ähnliches Verhältniß, wie Sie vermuthen — Doch ich will dem Erzähler nicht vorgreifen.

Wohl möglich — sagte Julius — doch möcht' ich die Namen Karlos und Elisabeth im Fremdenbuche weniger auf die heilige Paulina, als vielleicht auf Besucher dieser Ruine deuten. Es klang mir schon vorhin wie eine dunkle Erinnerung davon an.

Man drang in Julius, sich näher zu erklären.

4.

Die Sache liegt mir nahe — sagte er — da sie Personen aus einer mir bekannten Familie betrifft. Vielleicht hörten mehre von Ihnen schon früher davon, indessen werden Sie mir es nicht verübeln, wenn ich Ihnen bloß das gebe, was eigentlich das Interessante ist, nämlich die Erzählung ohne die Namen selbst.

Die junge Gräfin Pauline war nach ihrer Mutter Tode außer dem väterlichen Hause erzogen worden. So streng auch die Aufsicht war, welcher ihr Vater sie anvertraut hatte, so konnte sie doch nicht hindern, daß Pauline bei Spaziergängen und an öffentlichen Orten zuweilen einen jungen Mann sah, dessen Augen sie überall suchten, und dem die ihrigen eben so gern begegneten. Es war ein gefangener Officier, der sich von Werner nannte, und dem es endlich nach viel vergeblichen Versuchen gelang, sich als Miniaturmaler bei der Aufseherin des Institutes, in welchem Pauline erzogen ward, einzuführen.

Die Liebenden hatten sich indessen kaum mit

den ersten schüchternen Worten der Liebe heimlich begrüßt, als Nachrichten von schneller Annäherung der Armee, die schleunige Entfernung der schwachen Besatzung mit allen Gefangenen nöthig machte. Werner hatte kaum so viel Zeit in die Wohnung seiner Geliebten zum kurzen Abschied zu eilen, aber eben sein eilfertiges Drängen machte ihn der Vorsteherin verdächtig, und weder Bitten noch Versprechungen konnten sie bewegen, ihm eine Unterredung, oder auch nur den letzten Anblick der Geliebten zu gestatten.

Die feindlichen Truppen hatten kaum die Stadt geräumt, als deutsche Truppen sie wieder besetzten. Der Kommissarius, welcher Stadt und Gegend im Namen des rechtmäßigen Regenten förmlich in Besitz nehmen sollte, war Paulinens Vater. Man wollte ihn mit Feierlichkeiten überall begrüßen und Pauline, die bei einer solchen Festlichkeit ihm einen Kranz überreichte, fesselte durch ihre Schönheit, und die Anmuth, die jede ihrer Bewegungen begleitete, alle Augen, und besonders die Aufmerksamkeit des kommandirenden Generals,

eines

eines schönen, und in seinem mittlern Alter noch fast jugendlich lebhaften und feurigen Mannes. Er gab mehrere Feste, deren Seele und Königin die schöne Pauline war, und nach wenig Wochen erklärte er gegen Paulinens Vater seine Liebe. Die Zufriedenheit des Vaters mit dem allgemein bewunderten Kriegshelden, der an Glücksgütern nicht weniger reich war, als an Ruhm, litt keinen Zweifel, und selbst Paulinens Zustimmung hielten Vater und Bewerber für so gut als gewiß, da sie den General überall sehr bemerkbar den andern Männern vorzog, und es nicht verbarg, daß sie sich durch seine geistvolle Unterhaltung, durch sein Betragen, und selbst durch manche ihr sehr wohlgefällige Züge seines Gesichtes zu ihm gezogen fühle.

Dennoch erblaßte sie, als ihr Vater ihr von den Bewerbungen des Generals um ihre Hand sagte. Sie suchte vergebens Ausflüchte, endlich, ergriffen von den freundlichen Ermahnungen des Vaters, entdeckte sie ihm sogar ihre frühere Neigung zu Werner. Unbekannt mit den Ansichten der Welt, ahndete sie

nicht, daß gerade diese Entdeckung ihr jede Hoffnung benehmen mußte, denn nun erschien dem Vater jede Weigerung bloß als eine neue, veränderte Maske dieser seinen Wünschen entgegenstehenden Liebe, und die Wahl zwischen dem Kloster, und dem Gehorsam gegen den Willen des Vaters, war die Folge jener Entdeckung. Vielleicht hätte die schwärmerische Pauline, selbst durch ihre Wahl noch die Wünsche ihres Vaters vereitelt, aber der Tod eines Rittmeisters Vernier, der damals bekannt gemacht, und ihr mit einer verstellten feinen Schonung hinterbracht wurde, so wie die scheinbare Theilnahme des Vaters an ihrer Trauer, bewirkte nach einigen Monaten doch die Erfüllung der väterlichen Wünsche.

Die Bemühungen des Generals, seine junge Gemahlin jede Freude der Jugend und Schönheit in glänzenden gesellschaftlichen Verhältnissen genießen zu lassen, verdunkelte allerdings Werner's Bild etwas. Sie fühlte sich glücklich und dachte immer seltener an das Glück, das sie einst mit so viel Thränen dem Wunsch ihres Vaters geopfert hatte. Werner

lebte als ein abgeschiedener Freund mehr in ihrer Erinnerung, als in ihrem Herzen. Indessen gab es doch Stunden, wo die ganze magische Gewalt der ersten Liebe diese Erinnerungen umleuchtete, und die glänzende Pracht ihres Lebens erschien ihr dann bloß wie ein vorüberrauschendes Fest, in dessen Freuden man nicht heimisch werden kann, weil seine Beziehung verloren ging.

Einst, als eben eine frohe Siegesnachricht gefeiert wurde, und Pauline, umstrahlt von leuchtenden Kerzen, und gefeiert von dem glänzenden Kreis der Gäste ihres Gemahls die Huldigungen ihrer Reize annahm, ward der General plötzlich aus dem Gesellschaftssaale gerufen. Pauline blickte ihm, von unerklärbarer Angst getrieben, nach, sie bemerkte, daß er freudig in die Arme eines jungen Officiers eilte. Ahndungvoll und bebend sieht sie nach dem Gesicht des Fremden. Mein Sohn! mein vom Tod' erstandner Sohn! ruft der General, und führt den Officier im Rausche der Freude seiner Gemahlin entgegen. Pauline sank bei seinem Anblick leblos zu Boden.

5.

In diesem Augenblick traten wir aus dem Wald und der überraschend schöne Anblick unterbrach die Erzählung. Uns gegenüber beleuchtete der Mond die hohen Mauern der großen, weit ausgedehnten Ruine. Zur Linken trat die lange Säulenreihe des Schiffes, entblößt von der verfallenen äußern Mauer, im hellen, weißen Mondlicht hervor, die rechte Seite lag im Schatten. Vorn, wo ehemals der hohe Chor mit seinen Altären stand, drang der volle Schimmer des Mondes ein. Er fiel durch das prächtige hohe Portal in die Kirche selbst, und mahlte die Schatten der Säulen, wie wandelnde, dunkle Gestalten an die innere Mauer der nördlichen Abseite. Die Krümmungen unseres Weges zeigten uns bald die freistehende Seite mit ihren Säulen deutlicher, bald öffneten sie uns die tiefe Einsicht in die ganze Länge des Schiffes durch das vordere Portal, wo sich die Pfeiler der Vorhalle nur wenig und seltsam beleuchtet in unermeßlicher Perspektive zu verlieren schienen.

Mancher Ausruf der Bewunderung unterbrach die Betrachtung, bis wir endlich auf der Stelle ankamen, wo vormals der Hochaltar stand. Ein Baum bezeichnet sie, vielleicht nur zufällig. Wir bewunderten die schönen Verhältnisse des innern Portales, dessen ungewöhnliche Höhe durch die Täuschung der Mondbeleuchtung noch mehr in das riesenhafte gehoben ward. Die Nische, welche der Sage nach Paulina's Grabstätte enthält, lag im Dunkel, das der Täuschung Raum gab, als decke die halbversunkene moosbewachsene Steinplatte die Reste der Heiligen. Wir betrachteten ernst die ruhige einsame Stelle, und nur der Abendwind, der in den Zweigen des Holunderbusches an dem Grabe flüsterte, unterbrach die Stille.

Wir durchwandelten nun einigemal Schiff und Abseite der Kirche nebst der Vorhalle, weniger um das Einzelne zu betrachten, als um den Gesamteindruck dieser feierlich ernsten Umgebungen aufzunehmen. Die Beschauung der Theile sparten wir bis auf den folgenden Tag. Ermüdet begaben wir uns endlich in das an der Mittagsseite der Kirche gelegene, zu dem

Amthause gehörige Gärtchen, wo wir gelagert auf die weiche grüne Moosbank unter einem schönbelaubten Birnbaum den herrlichen Anblick der mondbestrahlten Ruine genossen.

Hier, wo jetzt Blumen uns umblühten und der alte Birnbaum seine mächtigen Aeste weit über unsre Häupter hinstreckte, waren ehedem Plätze für fromme Beter und kirchliche Processionen der vormaligen Klosterbrüder, denn das Gärtchen liegt ganz in der ehemaligen südlichen Abseite der Kirche, und zu dem Eingange selbst gelangt man von außen nur auf dem Wege durch den hohen Chor der Kirche, Paulina's Grabstelle südlich gegenüber. Die eine Seite des Gartens wird von den Säulen des Schiffes selbst begränzt, und von unsrer Moosbank sah man durch die hohen Bogen dieser Säulen in die gegenüberstehende Säulenreihe, durch diese wieder das Portal, welches aus der Abseite zum hohen Chore führt, und nochmals durch dieses den Bogen von Paulina's Grabnische. So sahen wir durch eine lange Perspektive von vier hohen Bogen, bis an den Punkt, der jetzt nach Zerstörung der Altäre,

das einzige Heiligthum dieser Kirche, die Gebeine der Stifterin selbst, wenigstens in der frommen Sage des Volkes, aufbewahrt.

Der Mond zauberte mit den Schatten der Bäume, die der Wind leicht bewegte, ein fantastisches Scheinleben in diese jetzt verödeten Räume, wo das stille Leben andächtiger Zurückgezogenheit an das noch stillere der Pflanzenwelt übergegangen war, und die Wipfel der Bäume lispelten mit ihren Nadeln und Blättern den leisen Nachhall ehemaliger Horen und Vigilien.

Man mahnte mich von allen Seiten an die versprochene Mittheilung von Paulina's Geschichte. Ich zog die Blätter hervor, erinnerte aber, während ein Windlicht zu dem Lesen besorgt wurde, Julius an die Fortsetzung seiner vorhin unterbrochenen Erzählung.

6.

Julius begann:

Als Paulina von ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich allein mit Natalien,

der ehemaligen Vertrauten ihrer Liebe. So schwach sie noch sich fühlte, so war es dennoch nothwendig, ihr die erforderlichen Aufschlüsse über den Vorfall und seine Folgen zu geben. Der General, ganz überwältigt von der Freude, den todtgeglaubten Sohn wieder zu sehen, hatte nur die schnelle Ohnmacht seiner Gemahlin bemerkt, nicht aber die Veranlassung dazu. Er schrieb den Zufall auf Rechnung der heftigen Ueberraschung, deren Wirkung er an sich selbst fühlte, und das Erschrecken seines Sohnes schien bei dem Anblick eines so unerwarteten Zufalls ebenfalls auf nichts Verborgenes zu deuten. Der junge Officier aber war in der That kein anderer, als jener Werner, der in seiner Gefangenschaft, um unerkannt zu bleiben, seinen Vornamen statt des Familiennamens geführt hatte. Jetzt war die Bedeckung einer Anzahl Gefangenen angegriffen worden, und Werner, der mit seinen Kameraden den günstigen Zeitpunkt zu benutzen wußte, hatte sich nebst den Andern befreit, und nach ehrenvoller Theilnahme an einem glänzenden Siege, war er zu seinem Vater geeilt, um von

neuem unter seinem Oberbefehl zu fechten, und seine Zustimmung zu der Verbindung mit der Geliebten zu erhalten. Unbenachrichtiget von den Veränderungen in dem väterlichen Hause fand er nun die Geliebte als seine Mutter, unwiederbringlich und hoffnunglos für ihn verloren, wieder.

Natalie führte sogleich den jungen Grafen Werner zu Paulinen, um die erste, doch einmal unvermeidliche Zusammenkunft, nur den vertrauten Augen der Freundin auszustellen. Sie gönnte ihnen ungestört die erste, thränenvolle Umarmung des schmerzlichen Wiedersehns, um die Augen ausweinen und die Herzen ihren Schmerz ergießen zu lassen. In der ersten Erhebung des Geistes beschlossen beide ewige Trennung; wie es liebenden Herzen und edlen Gemüthern eigen ist. Aber das Geschick, als wär' es dem Guten selbst feindlich, scheint oft den Entschluß des reinsten Willens nicht zu begünstigen. Der Vater wollte den nur wiedergefundenen Sohn nicht so schnell entlassen, und bald vereitelte auch der wider Erwarten schnell geschlossene Friede jede Hoff-

nung des unglücklich Liebenden, im Schlachtgewühl, unter feindlichen Schaaren die Ruhe zu finden, die so nah an Allem, was die Welt von Glück für ihn hatte, ewig von ihm zurückfloh.

Wer sich stärker fühlt, vielleicht auch nur weniger tief von Empfindung bewegt wird, mag die Liebenden tadeln, die bei der Vertraulichkeit, und der Nähe, welche ihr Familienverhältniß nicht allein gestattete, sondern forderte sich endlich mehr an die süßen Namen ihres frühern, kurzen Zusammenlebens gewöhnten, als an die ehrfurchtvollern Beziehungen des gegenwärtigen. Eine Reise, welche der General mit seiner Familie in ein Bad machte, brachte die Liebenden sich immer näher. Hier in der Ruine von Paulinzell erneueten sie die frühern Schwüre ewiger Liebe, und damals wurden wahrscheinlich die doppeldeutigen Namen, Werner und Pauline, in das Fremdenbuch eingetragen und mit dem deutungvollen Kranz von Dornen und Rosen umwunden.

Einst, an einem der schönen warmen Abende jenes für das nördliche Deutschland verhängniß-

vollen Herbstes, suchte der General seine Gemahlin in den weitläuftigen Gärten seines Schlosses. Die Gewitterwolken, die der heiße Tag gesammelt hatte, zogen herauf und fingen schon an, sich in fernen Blitzen zu entladen. Besorgt um seine Gemahlin, deren Gewitterfurcht er kannte, durchsucht er jede Laube, und endlich findet er sie, in einem entfernten Pavillon, hingelehnt auf ein Sopha und die Arme liebkosend um einen jungen Officier geschlungen, der vor ihr kniet. Ein Ausbruch des Schreckens und Unwillens verrieth ihn den Liebenden, der Officier wendet sich nach dem Eintretenden, und der General erblickt mit Entsetzen seinen eignen Sohn von den Armen der Mutter liebend umfangen. Alle Furien getäuschter Liebe und beleidigter Ehre reizen den Zurückschaudernden zur wildesten Wuth, die bisher reine Unbescholtenheit der schönen Verbrecherin, die so oft ihn auf sein seltenes Glück stolz machte, steht auf einmal als schauderhaftes Erzeugniß der ungeheuersten Schuld vor ihm. Nie gesprochene Worte des Abscheues drängen sich über seine Lippen. Bittend naht sich der

Sohn, entehrende Beleidigung treibt ihn zurück; flehend erhebt die Schuldige die Hände; unwürdige Mißhandlung des Zürnenden stößt sie hinweg. Beschützend stellt sich der Sohn vor die Weinende und betheuert die Reinigkeit ihrer Liebe, der Ergrimmte hört ihn nicht, schmähend faßt er ihn an der Brust und tritt das entrissene Ordenskreuz mit Füßen. Da hält sich die beleidigte Ehre des Kriegers nicht mehr. Sein Säbel zischt aus der Scheide, und im Augenblick flammt der Degen des Vaters über dem Haupt des Sohnes. Schlag fällt auf Schlag, die Blitze spiegeln sich in den glänzenden Klingen, und beleuchten allein den unnatürlichen Kampf. Vergebens ringt Paulina flehend die Hände, der Donner überbraust ihre Stimme, sie reißt sich empor die Kämpfenden zu trennen; in wilder, selbstvergessener Wuth führt der General nach ihr einen fruchtlosen Hieb, und im Augenblick röthet sich die Klinge des Sohnes mit dem Blute aus der bloßgegebenen Seite des Vaters. Fluch! schreit der General aus der verwundeten Brust, und sinkt mit dem letzten kraftlosen Hieb, der Ströme

Blutes aus der weitgeschlagenen Wunde preßt, entseelt zu Boden.

Vatermörder! rief Donner und Sturm dem Hingesunkenen bei der blutigen Leiche zu, und: Vatermörder! hallte ein unendliches Echo in seinem Herzen. In Verzweiflung wendet' er die blutige Klinge gegen die eigne Brust, und er wär' als Sühnopfer der entsetzlichen That von eigner Hand gefallen, hätte nicht ein Officier, der den General suchte, und auf den Lärm des Gefechtes herbeieilte, die That verhindert. Der Officier, ein Freund des Unglücklichen, errieth die gräßliche Begebenheit, und trieb den Grafen zur eiligsten Flucht. Den General, so meinte er, könne man vielleicht noch in das Leben zurückrufen, nur dürfe er dann den Sohn nicht sehn, den er ja selbst der Strafe übergeben müßte, wollt' er auch alles Vergangene vergessen. Nur diese Vorstellung konnte Graf Wernern zur Flucht bewegen. Er warf sich scheidend neben Paulinen nieder, aber mit Abscheu wies ihn diese von sich. Flieh, Unglücklicher! — rief sie ihm zu — flieh, und niemals, niemals, seh' ich

Dich wieder. Der schnellste Tod fasse mich, eh' ich jemals Dir wieder nahe. Ein furchtbarer Donnerschlag schien ihren Worten das Ja des Schicksals zuzurufen. Der Graf verhüllte sein Gesicht, und in der furchtbaren Gewitternacht, die Stille gegen die Stürme in seinem Innern war, verließ er die Geliebte und das väterliche Schloß.

Er wählte nicht lange, wohin er seinen Weg richten sollte. Der Krieg Preußens gegen Frankreich war eben ausgebrochen, und voll Begier nach Kampf und Sieg zogen die preußischen Krieger den französischen Heeren entgegen. Graf Werner eilte dahin, wo er am ersten die Schlacht, und in ihr den willkommnen Tod zu finden hoffte. Er focht am zehnten Oktober jenes Jahres mit bei Saalfeld, seine Ungeduld strebte selbst dem zu raschen Vordringen der tapfern Krieger zuvor, der heldenmüthige Prinz war das Opfer des muthigen Angriffes. Werner kämpfte mit Löwenkraft. Er focht an der Seite des Prinzen, und war schon nahe daran ihn aus der Mitte der Feinde glücklich zu befreien, als er und bald

nach ihm der Prinz verwundet zu Boden sanken.

Doch sollte der unglückliche Werner den Tod nicht finden, den er so sehnsuchtvoll gesucht hatte. Er ward von den Siegern unter den Verwundeten aufgehoben, und da man ihn, als den schon früher Gefangenen erkannte, sorgfältig bewacht und nach Frankreich abgeführt. Hier heilte zwar die Kunst der Aerzte seine Wunden, aber sein krankes Gemüth vermochte keine Kunst zu heilen. Seine Schwermuth ging nach und nach in Melancholie, und endlich in stillen Wahnsinn über. Er lebt in Frankreich in einer anständigen Versorgung, und sein einziger Wunsch, dessen gewisse Erfüllung ihm zur festen Vorstellung in seinem Wahnsinn geworden ist, besteht in einem großen Sieg seines Vaterlandes, den er erfechten helfen werde. Man läßt ihm den unschädlichen Wahn, der allein sein freudenleeres Daseyn mit einem leichten Schimmer von Frohsinn überglänzt.

Armer Unglücklicher! — seufzten mehre Stimmen in der Gesellschaft. Ich seufzte leise mit, denn nun ward es mir klar, daß dieser Graf

Werner, und jener Graf O.., dessen Bekanntschaft ich in Frankreich gemacht hatte, dieselbe Person war. So innig vertraut wir auch in kurzer Zeit zusammen wurden, so hatte er mir doch niemals das Geheimniß seiner tiefen Schwermuth entdeckt, die ihn Allen so ungemein anziehend machte. Nur aus seinem Interesse für Paulinzell, aus dem Feuer, mit welchem er von der heiligen Pauline, als von seiner Schutzheiligen sprach, und aus der Art, wie er die verschiedenen Ueberlieferungen von ihr zu einem Ganzen verarbeitet hatte, konnte ich auf ähnliche Begebenheiten in der Geschichte seines Lebens und seiner Liebe schließen. Ich verschwieg indessen meine Vermuthung, und bereitete mich, die Blätter meines unglücklichen Freundes, die nun selbst ein neues Interesse für mich erhalten hatten, vorzulesen.

7.

Umfanget mich, einsame Klosterhallen,
Ihr heil'gen Reste altehrwürd'ger Pracht!
Euch baute Liebe, Haß ließ euch verfallen;
Stets unterliegt ja Schönes dunkler Macht!

Kein Glück erblüht; sie fordert streng von Allen
Ein blut'ges Thränenopfer sich gebracht:
Verbundne Herzen müssen qualvoll scheiden,
Grausam getrennt, und nur vereint durch Leiden.

O steigt herauf, ihr mitternächt'gen Schatten,
Verlaßt der Grabeszellen finstre Räume,
Erhebt von eurer Gruft die schweren Platten,
Umschwebt mein Aug, gleich Bildern luft'ger Träume,
Jetzt, wo die dunklen Stunden es gestatten,
Sprecht mit dem Nachtgeflüster dieser Bäume,
Die aus der Gräber heil'gem Boden sproßen,
Sprecht mir vom Leid und Glück, das ihr genossen.

Sprecht: hat wol unter diesen kalten Steinen
Die heiße Menschenbrust einst ausgeglüht?
Vergißt das müde Auge dort zu weinen?
Keimt unten Trost verzweifelndem Gemüth?
Saht ihr das Land, wo modernden Gebeinen
Der schöne Lenz des Glaubens jung entblüht?
Wo nichts der Liebe sel'gen Frieden störet,
Und sich verbindet, was sich angehöret?

Was deutet mir das düstere Geflimmer,
Das fern im Chor dem Grabesstein entstralt?

Es naht sich durch des Doms bemooste Trümmer,
Vom Grab her schwebt die blasse Nachtgestalt,
Gleich Mondesstralen, wenn der matte Schimmer
In Säulenreih'n bewegte Bilder malt:
Du bist's! am wehmuthvollen Ernst der Miene,
Erkennt mein Aug' dich, heilige Pauline!

Du kommst mit Trost aus lichterfüllten Fernen,
Des Himmels Frieden stralt dein Angesicht:
Nicht wie bei Menschen, — soll ich von dir lernen,
Hält dort Gewalt und irrer Wahn Gericht;
Ein heil'ger Recht gilt droben über Sternen:
Gut ist, was reines Herzens Stimme spricht!
Und Rosen blühn aus rauher Dornenkrone
Dort in des Himmel ew'ger Frühlingzone.

Während dem Lesen des letzten Verses bemerkte ich eine fast störende Unruhe unter meinen Zuhörern. Was ist das? — schrie jetzt Mathilde laut auf, und ein heftiger Schauder zitterte durch ihre Glieder.

Sehen Sie es auch? — fragte Theodor — ich glaubte, ich täuschte mich.

Was denn? Was? — fragten Mehre —

und blickten starr nach dem Orte, dem Theodor die Augen zuwendete.

Ein blasser Schein bewegte sich in der Ferne am Schluß der Aussicht durch die verschiedenen Säulenbogen.

Es ist dort — sagte Amalie mit etwas erzwungener Fassung — dicht vor der Nische im Chor.

Die Frauen schauderten zusammen. Dort sahen sie Paulina's Grab.

Es ist nichts — sagte Theodor verweisend — gar nichts. Wer wird sich denn vor Schatten fürchten! Sie sehen doch, daß, seit wir hier gesessen haben, der Mond höher gestiegen ist. Er beleuchtet jetzt die Stelle, die vorhin — —

Es bewegt sich! — rief Mathilde, und die Frauen wollten davon eilen.

Welche kindische Furcht! — wiederholte Theodor unwillig — Wollen wir uns von Mondschatten verjagen lassen, und morgen uns gegenseitig auslachen, wenn der Tag uns wieder beherzt gemacht hat? Haben Sie denn jenen Holunderbaum dort vergessen, und sehn

Sie nicht, daß der Mond die Aeste beleuchtet, welche der Wind bewegt?

Man suchte sich Herzhaftigkeit abzugewinnen. Einige sahen deutlich die Bewegung der mondbeleuchteten Zweige, und zeigten den Andern, wie die Täuschung entstanden war.

Gestehn Sie aber — sagte Amalie — es ist äußerst täuschend, sehen Sie, jetzt — jetzt — Nein, das ist wirklich etwas!

Unverkennbar schwebte jetzt ein weißer, düsterer Schatten von der Grabstelle Paulina's hervor, durch den Chor der Kirche nach der gegenüberstehenden Seite hin.

Die Beherztesten verstummten jetzt. Man dachte an Flucht, man blickte nach der Thür, aber nahe vor dieser schwebte schon die Gestalt von Paulina's Grab, in ihrem weißen, faltigen Todtengewande.

Ein lauter Schrei des Entsetzens zitterte durch die Gesellschaft. Paulina! Paulina! riefen in bewußtloser Angst mehre Stimmen.

Wer nennt hier meinen Namen? — tönte jetzt eine sanfte leise Stimme — Ich bin Pauline.

8.

Theodor, bei dem die Besinnung zuerst wiederkehrte, trat der Erscheinung einen Schritt entgegen. Wer geht hier in der Mitternacht umher? — fragte er mit fester Stimme.

Auf keinen Fall — antwortete eine andre Gestalt, die ebenfalls aus dem Chor der Kirche in den Garten trat — auf keinen Fall ein Nachtgeist, oder ein Spiel damit. Wahrscheinlich führte Sie dieselbe Absicht hieher, diese Ruine in der Mondbeleuchtung zu sehn.

Es thut mir leid auf unangenehme Art hier gestört zu haben — setzte die Erste hinzu, indem sie mit einer leichten Verbeugung sich wendete.

Theodor stand etwas betroffen. Seine nicht ganz unbefangene Herzhaftigkeit, mit welcher er die Erscheinung angeredet hatte, warf selbst auf ihn den Schein des Gespensterglaubens, und überdies hatte der feste Ton seiner Anrede durch die leichte Auflösung des Abenteuers in ein geselliges Zusammentreffen einen Anstrich von pedantischer Ungeschicktkeit bekom-

men, der ihn, den Angekommenen gegenüber, in einige Verlegenheit setzte. Er entschuldigte sein Entgegentreten mit der Geisterfurcht der Gesellschaft, und diese mit der, durch Gespräch, Lektüre und das Ungewohnte von Zeit und Ort erhöhten Stimmung. Man kam sich gegenseitig zu Hülfe, und die beiden Fremden mischten sich bald gesellschaftlich in unser Gespräch.

Ich erkannte an den melodisch sanften Tönen sogleich meine schöne Unbekannte von diesem Mittag. Ihr Schleier hatte im Mondlicht die Täuschung mit einer Geistererscheinung erhöht. Sie war gesprächiger und überhaupt lebhafter, als bei unserm frühern Zusammentreffen. Es schien, als wär' ein großer Schmerz von ihr genommen, und ihr Geist bewege sich nun freier in der Aussicht auf eine neue, ungetrübte Zukunft. Dagegen schien ihre Begleiterin ernster geworden, und wegen der frohen, beinah exaltirten Stimmung ihrer Freundin etwas besorgt.

Nach einigen Gesprächen bat Pauline, die Erzählungen von dem Leben ihrer heiligen Namensschwester, die sie unterbrochen hatte,

fortzusetzen. Ich ergriff die Blätter, sie setzte sich in meine Nähe, so, daß der Mond ihr schönes, blasses Gesicht wie das einer wiedergekehrten Heiligen verklärte. Mir ward es schauerlich zu Muth bei ihrem Anblick, und eine ähnliche Stimmung schien sich über die ganze Gesellschaft zu verbreiten. Man sehnte sich ihr näher zu seyn, und doch war es als lagere sich etwas Fremdartiges um sie her, was Jeder zu berühren scheute. Oft während dem Lesen von Paulinens Geschichte bemerkte ich Thränen in ihren Augen und fast immer glänzte ihr tiefblaues Auge von einem schwärmerischen Lächeln durch feuchte Wolken.

9.

Ich fuhr fort zu lesen:

Vor dem Altar des heiligen Kreuzes stand die Priorin Klara mit dem jungen Ritter Werner, dessen Blicke wohlgefällig an den Säulenreihen der Kirche hinglitten, und hier und da an Bildern oder Verzierungen bald lächelnd, bald ernst hafteten. Zuweilen blitzte

sein Auge von hellerem Feuer, ein flüchtiges Roth überflog seine Wange, als gehe das Licht eines großen Gedanken in ihm auf, und verklärte noch mehr seine jugendliche Schönheit.

Ihr seid so jung noch, Herr Ritter — sagte die Priorin, als sie einige Zeit ihn verwundert und mit Beifall betrachtet hatte — und dennoch spricht aus Euren Worten, und noch mehr fast aus Euren Blicken der Ernst und die Erfahrenheit eines geübten Meisters. Ihr habt auf Euren Reisen durch Italien und im heiligen Lande sicherlich viel schöne Kirchen und Münster gesehen. Unser armes Kirchlein kann sich freilich mit jenen Prachtgebäuden nicht messen, aber doch säh' ich es gern, wenn Ihr unverholen sagtet, was Euch hier mißfällig ist, und guten Rath gäbet, wie es zu bessern.

Ihr irret, fromme Frau Priorin — entgegnete der Ritter — wenn Ihr meint, ich werfe hier meine Augen umher, um an dem Bau und Bildwerk Eurer Kirche zu mäkeln und zu meistern. Ich mag solches Kritteln bei Niemand wol leiden, denn es nutzt selten, und verdirbt dem Menschen nur sein Wohlge-

fallen und seine Freude an dem, was ihm lieb ist, wie sollt' ich also selbst solch thörichtes Ding beginnen. Vielmehr lob' ich den Meister, der Eure Kirche gebaut hat. Er hat Alles verständig überlegt, und recht nach der Kunst ausgeführt, daß er vor italischen und griechischen Meistern bestehen kann. Ueberdies hat er in diesen Bau noch einen verborgenen Funken gelegt, der herausspringt und zündet, wenn ihn das rechte Auge trifft.

Wie meint Ihr das? — fragte die Priorin.

Ich meine — fuhr der Ritter fort — sein Werk ist gleichsam wie ein Samenkorn, dergleichen manches wol auch äußerlich von anmuthiger Gestalt ist, aber neben der Gestalt hat es innres Leben, das sich regt, und, wenn es den rechten Grund findet, sich ausdehnt zu noch viel herrlichern Gestaltungen. Was Ihr mir vorhin ansahet, als ich das Gebäude Eurer Kirche betrachtete, war vielleicht so ein Keimen jenes Samenkornes. Das ist denn wol auch ein Zeichen eines recht trefflichen Geistes, wenn sein Werk in einem andern Geiste zündet, und Keime neuer Werke weckt. Der Meister hat,

was ich schon vorhin sagte, alles verständig geordnet und gemessen, aber denkt Euch nun das kleine Kirchlein auf einen größern Raum, Säulen und Pfeiler streben, gleich wachsenden Cedern, zu größerer Höhe, sie vermehren sich in Schiff und Halle, und mit ihnen steigen diese schön gewölbten Portale hoch und immer höher hinauf, daß der Glanz der Lichter am Hochaltar kaum ihre Wölbung erreicht — wie würdet Ihr dann diese großen edlen Massen anstaunen! Solch ein Werk dämmerte vor meinem Geist vorhin, aber — —

Ich versteh' Euch — sagte die Priorin — das wär' kein Werk für diesen Platz, und noch weniger für unser Kloster.

Allerdings — erwiderte der Ritter — eine solche Kirche würde Euer Klostergut erschöpfen und überdies zu Eurem Münster passen, wie eine Riesensäule in diese Kirchenhallen. Ueberall ist nichts nachtheiliger, als nach Dingen streben, oder gar sie ergreifen, die zu groß und zu hoch sind für den Menschen und seinen Kreis.

Ihr sprecht ein wahres Wort — sagte die

Priorin seufzend — Möchten doch manche Große es beherzigen! Doch, vergebt mir ...

Sprecht ohne Scheu — fuhr der Ritter fort — wer hat es nicht gesehen, daß die herrliche deutsche Kaiserkrone, diese glänzende Sonne von Europa, nicht in der Grafenburg Raum fand? Welch ein Mann war Rudolph, eh' er nach der Krone die Hand streckte! Welch ein edler, trefflicher Held der Baierherzog Otto! Er nahm die Krone und ihre Last zerbrach ihm Herzogthum und Leben. Der rechtlich häusliche Hermann ließ sich vom Glanz verlocken und zerrissen war das schöne Gewebe seines Lebens, verstört jede Freude aus seiner Burg, bis er selbst das gefährliche Herrscherkleinod in die Hände des Mächtigen zurückgab, dem es gebührt. Und wie mancher ...

Ihr brecht ab — sprach die Priorin — so ist es denn gegründet, daß auch der Markgraf von Thüringen ...

Dessen verläumden ihn, ich hoff' es, nur seine Feinde oder Neider — erwiderte der Ritter etwas heftig.

Gewiß nur diese — tönte eine sanfte Stimme

in der Nähe — und eine junge Nonne trat aus einer Seitenhalle — Sollten denn diese unsel'gen Unruhen, die Deutschland verwüsten, ewig dauern?

Der Ritter vergaß über der schönen Erscheinung seine zürnende Rede fortzusetzen.

Eine meiner Kostgängerinnen — sagte die Priorin, auf die Herzugekommene deutend — Wie kommst Du hieher, Pauline?

Vergebt, ehrwürdige Frau — antwortete diese — Ich betete hier in der Halle vor dem Muttergottesbilde, aber Euer Gespräch, dem ich zuhörte, zog mir die Gedanken vom Gebet ab. Als Ihr von dem Bau der Kirche redetet, war es mir, als sprächt Ihr ein heimliches Wort aus meiner Seele. So erhöht und erweitert, ganz anders und doch ganz dieselbe, sah' ich diese Kirche im Traum, als ich zum erstenmal hier gebetet hatte, ich stand am Altare des heiligen Kreuzes, als Braut herrlich geschmückt, und freute mich des schönen Kirchenbaues. Den Traum hatte ich längst vergessen, aber Eure Rede rief ihn wieder vor mein Gedächtniß.

Ist es nicht seltsam — sprach die Priorin — einen jungen Ritter, gleich einem baukundigen Meister sprechen zu hören?

Ei — entgegnete dieser — meinet Ihr denn, ein Ritter solle bloß mit dem Schwerte drein schlagen? Ist es doch nicht weniger zur Ehre Gottes, die dem Ritter das Höchste ist, wenn er die Steine und Balken ordnet, daß sie, zum schönen Dom zusammengefügt, die Gemüther zur Andacht wecken, und das Kyrie und Gloria freudig wiederhallen, gleichwie die Steine um jenen frommen Heiligen das Amen. Mein Schwert ist darum nicht müßig gewesen, aber, wie ich den Rittern die Streiche abzulernen suchte, so hatte ich auch Acht, was meine Andacht erweckte und lernte gern von den Meistern in der Kunst, und von ihren wundervollen Werken.

Während des Gespräches führte die Priorin den Ritter weiter durch die Kirche und Hallen, und fragte ihn manches über Malerei und Bildwerke. Auch Pauline fragte ihn viel und hörte mit Wohlgefallen seine Antworten. Als sie nun in eine Halle traten, blieb

der Ritter mit sehr ernsten Mienen vor einem Muttergottesbilde stehen, und seine Blicke ruhten darauf wie angeheftet.

Mit diesem Bilde müßt Ihr Nachsicht haben, Herr Ritter, sagte die Priorin lächelnd — Es ist bloß ein Werk andächtiger Liebe zur heiligen Mutter.

Ich sag' Euch — erwiderte Werner — daß dieses Bild eine der ersten Zierden Eures Klosters ist. Ihr habt keines, das ihm gleiche. Es ist noch neu, und ich bitt' Euch, nennt mir den Meister, der dieses Wunderbild malte, daß ich zu ihm eile . . .

Ihr spottet wol — unterbrach die Priorin — dieses Bild hat meine liebe Tochter Pauline gemalt. Du brauchst Dich Deiner Andacht nicht zu schämen, mein Kind. Es war ein wälscher Meister hier, der ein Bild unsrer Heiligen malen sollte, und weil Pauline zugegen war, als er mir Proben seiner Kunst zeigte, so bestand er darauf, ihr Angesicht für das Muttergottesbild abzumalen, aber meine fromme Tochter verweigerte ihm ihr Antlitz standhaft, weil sie es für Frevel hielt, ihr

Bildniß im Kloster zur Anbetung aufstellen zu lassen, und weil der Maler nicht anders malen wollte, als nach ihrem Angesicht, so malte sie selbst unter heißen brünstigen Gebeten das Bild, welches Ihr seht. Wenn Ihr nun meinet, es sei gelungen, so müssen wir die Heilige preisen, welche das Flehen ihrer Magd erhöret hat.

Der Ritter konnte nicht aufhören, das Bild zu betrachten und zu preisen; als ihn aber Pauline noch manches fragte, worüber sie seinen Rath begehrte, und deswegen ihren Schleier zurückwarf, da konnte er die Augen nicht von dem himmlischen Angesicht wenden, das ihn aus dem Schleier, wie ein Engelskopf aus einer lichten Wolke entgegenblickte. Pauline bemerkte, in Fragen vertieft, sein Erstaunen nicht; aber zu der Priorin sprach der Ritter heimlich: der wälsche Maler hatte Recht: das heiligste Muttergottesbild hat Pauline gebildet, aber das schönste bildete die Natur in Paulinen.

Nach wenig Tagen sprach der Ritter in dem Kloster wieder zu. Er entdeckte der Priorin bald, daß seit Paulinens Anblick eine unbe-

zwingliche Sehnsucht sein Herz erfülle; er sei der Sohn des thüringischen Markgrafen Egbert, und wenn Pauline sich nicht unwiderruflich dem Kloster verlobt habe, so sei er Willens, sie zu seiner Hausfrau zu erwählen.

Für mich selbst, Herr Ritter — erwiderte die Priorin — würde ich Euch jede Hoffnung gern zusagen, denn Pauline, wie Ihr schon vernommen habt, ist weder Nonne, noch Novize, sondern meinem Kloster nur zur Pflege und Erziehung anvertraut. Wer aber ihre Aeltern seyen, und ob sie von ihnen dem geistlichen Stande bestimmt sei, das ist mir selbst ein Geheimniß. Der Mann, von dem ich sie erhielt, sagte mir bloß, sie sei die Tochter eines sehr vornehmen und reichen Ritters, mit Namen Moricho. Die Summen, welche mir jährlich für dieses Kind ausgezahlt werden, bezeigen allerdings den Reichthum des Vaters. Wer aber dieser Moricho sei, und warum er sein Kind, das ihm so lieb scheint, so fern von sich erziehn läßt, das hat mir noch Niemand kund gemacht. Kennt Ihr nun vielleicht unter den Rittern einen dieses Namens, so wißt Ihr, an wen Ihr mit Eurer

Liebeswerbung Euch zu wenden habt. Indessen will ich Euch nicht verbergen, daß der Markgraf, Euer Vater, vor nicht langer Zeit unser Kloster besucht, und reichlich beschenkt hat. Damals hat er besonderes Wohlgefallen an Paulinen gefunden, und ihr fast väterlich zugesprochen, sie auch gegen jedermann sehr gelobt, so daß von ihm wol kein Hinderniß zu fürchten seyn möchte.

Dem Ritter war der Name Moricho so unbekannt, als der Priorin. Er beschloß, am Hofe des Kaisers nach ihm zu fragen, und die Priorin, welcher der Sohn des mächtigen thüringischen Markgrafen ein willkommener Bewerber um ihren Liebling war, gestattete ihm gern noch einige Zusammenkünfte unter ihren Augen mit Paulinen, und segnete ihre junge, schönaufblühende Liebe beim Abschiede des Ritters mit den besten Segenswünschen und Gebeten.

Während Ritter Werner am Hofe Kaiser Heinrichs Nachfrage nach dem Ritter Moricho hielt, fand sich Markgraf Egbert wieder in der Nähe des Klosters ein. Das

Wohlgefallen an der jungen fast noch kindlichen Paulina, das die Priorin für väterliche Zuneigung des bejahrten Mannes hielt, war von ganz anderer Art. Paulina's seltne Schönheit hatte das Herz des Markgrafen zu der heißesten Liebe entzündet, die er gleichwol tief in seinem Innern verbergen zu müssen glaubte, nicht allein, weil der Unterschied der Jahre ihn mehr die Gesinnung einer Tochter, als einer Braut bei Paulinen erwarten ließ, sondern vorzüglich, weil er eine Entdeckung fürchtete, die seine Leidenschaft aus verzeihlicher Thorheit in ein furchtbar entsetzliches Verbrechen umwandelte.

Markgraf Egbert hatte in frühern Zeiten diesem Kloster ein theures Pfand anvertraut, die Frucht einer Liebe, die, so mächtig die Liebenden auch waren, doch vor der noch mächtigeren Kirche ewig verborgen bleiben mußte. Vater und Mutter durften weder dem Kinde noch seinen Pflegern bekannt werden, und nur selten wagte selbst der Markgraf auf seinen Zügen wie von ungefähr bei dem Kloster zu verweilen, und unter dessen Zöglingen sich das

schönste Kind zum Liebling auszuwählen. Dann schmeichelte er sich gern mit der Möglichkeit, daß die Vorgezogene ihm vielleicht näher, als durch bloßes Wohlgefallen angehöre. Seit dem letzten Besuch aber fürchtete er das, was er sonst so gern zu hören wünschte, und er bestritt mit Heftigkeit die Behauptung seines alten Dieners, des einzigen Mitwissers um jene Liebe, daß Pauline das Kind dieses Geheimnisses sei. Die Frage nach dem Namen, unter welchem das Kind aufgenommen ward, konnte freilich den Schleier heben; allein eben weil der Markgraf ein Bild des Entsetzens unter diesem Schleier zu erblicken fürchtete, scheute er die Berührung. Ungewißheit, Täuschung über das Mögliche, war sein einziger Trost, denn Paulina's Bild war nun einmal so tief in sein ganzes Leben verwebt, daß er es nicht tragen konnte, sie anders, denn als seine Geliebte zu denken.

Lange sucht' er vergebens diese Neigung zu verbergen, die ihm oft als eine Rächerin der frühern, verbotenen Liebe erschien. Zuweilen aber gab eben diese Vorstellung seiner Leiden-

schaft neue Nahrung. Er glaubte dem Geschick nicht entgehen zu können, und so wie er auf einer andern Seite von einem angefangenen Werke gewaltsam fortgerissen wurde, so schien auch hier eine höhere Macht ihn ergriffen zu haben, und ihn gegen sein Widerstreben zu ihrem eigenen Ziele zu leiten.

Was dreimal, durch Rudolph, Otto und Hermann, den sächsischen und thüringischen Fürsten mißglückte, sollte Markgraf Egbert ihnen erringen: Freiheit von der verhaßten Regierung Kaiser Heinrichs. Die größre Zahl der Fürsten und Bischöfe hatten dem Markgrafen die deutsche Königskrone bestimmt, von Rom aus brachten Kardinäle und Legaten dem begünstigten künftigen Reichsoberhaupt, mit dem apostolischen Segen, Versicherungen des Gelingens zu dem kühnen Unternehmen, und Ablaß für jede vergangene oder zukünftige That, welche das Gelingen fördern, oder um es zu fördern unternommen werde. Jedes Kleinod der kirchlichen Löse- und Bindegewalt ward vom apostolischen Stuhl aufgeboten, um dem zögernden Egbert zur raschen

That anzufeuern, denn, daß eine verzehrende Leidenschaft, sein eignes Sehnen und Entsetzen, ihn unthätig um das Kloster treibe, muthmaßte Niemand. Sein Zögern galt für Unentschlossenheit, gegen die man gern alle Verheißungen aufbot.

Was treibt Ihr Euch in der finstern Sturmnacht an diesen Mauern umher — redete ihn einmal sein alter Diener an — Ich kenne wohl Euer Herzleid, wenn Ihr es auch noch so tief zu verbergen meint. Ihr liebt die schöne Pauline im Kloster. Nehmt sie zu Eurer Hausfrau, forschet nimmer nach dem Geheimniß ihrer Geburt, so bleibt Euer Gewissen ruhig. Wer weiß denn, ob gerade diese Eure Tochter ist!

Bestandest Du nicht ehedem selbst darauf? fragte der Markgraf.

Das wol — entgegnete Benno — bin ich aber doch kein Papst, der nicht irren kann! Was man wünscht, sieht man leicht, und damals wünscht' ich Euch das schöne Fräulein zur Tochter.

Egbert ließ sich gern überreden. Er be-

gab sich des folgenden Tages zur Priorin, und erklärte ihr seine Absicht mit Paulinen.

Die Priorin, die ein näheres Verhältniß des Markgrafen zu Paulinen nicht ahndete, entsetzte sich bloß vor dem Gedanken, Vater und Sohn als Nebenbuhler zu sehn, doch hielt sie es für rathsam, dem Markgrafen die frühere Liebe seines Sohnes zu verbergen. Sie glaubte ihre geliebte Pflegetochter wenigstens bis zu Werners Rückkehr gesichert, wenn sie sich auf die Entscheidung des Ritters Moricho, als Paulina's Vater berief, ohne dessen Vorwissen sie über Paulina nichts verfügen dürfe. Egbert hörte mit Entsetzen den Namen Moricho. Unter diesem Namen, den er seit seiner Liebe zu hören und zu nennen scheute, hatte er vormals Paulinen dem Kloster anvertraut. Die langgefürchtete Gewißheit stand nun auf einmal mit allen Schrecken vor ihm. Kaum vermocht' er so viel Besonnenheit zu sammeln, daß er gegen die Priorin seine heftige Bewegung nicht verrieth. Ich kenne den Ritter Moricho — erwiderte er mit erzwungenem Stolz — und

werde sehn, ob er dem Markgrafen seine Tochter versagt.

Werner hatte indessen vergebens am Hofe des Kaisers nach dem Ritter Moricho gefragt. Niemand gab ihm Auskunft. Mit gleich geringem Glück forschte er an den Höfen der andern Fürsten. Ueberdrüssig des langen vergeblichen Suchens zog er nach Paulinens Kloster zurück, überzeugt, daß der Moricho, der für ihn nicht aufzufinden war, eben so wenig erscheinen werde, die Tochter zurückzufordern.

Er fand die Priorin in höchster Bekümmerniß, doch suchte er vergebens, sie zur Entdeckung ihres Kummers zu bewegen. Sie schien etwas beruhigt, als er alle Gründe der Wahrscheinlichkeit aufbot, ihr zu beweisen, Ritter Moricho müsse verschollen, oder in fremdem Lande, vielleicht gegen die Ungläubigen, geblieben seyn; denn so konnte sie hoffen, daß der Markgraf so wenig als sein Sohn die Zustimmung von Paulina's Vater erhalten werde, und dann war wenigstens die Hoffnung, ihren Liebling zu retten, nicht auf einmal vernichtet. Doch

hielt sie es nicht für gut, dem Sohne die Neigung seines Vaters zu Paulinen zu entdecken. Um ihn zu entfernen, beschwor sie ihn nochmals den Ritter Moricho aufzusuchen, aber Werner, ungeduldig über die Hindernisse, die seiner Liebe sich entgegen stellten, und selbst unzufrieden mit den Bedenklichkeiten der Priorin, eilte, seinen Vater aufzusuchen, und von ihm Rath und Beistand zu begehren.

Auf Markgraf Egbert war indessen der längst ihm drohende Streich gefallen. Befangen in seiner wilden Leidenschaft, vergaß er die Besonnenheit und Thätigkeit, welche auf seinem Weg zum deutschen Kaiserthron nöthig war. Mangel an Zusammenhang war jetzt in seinen Plänen, Säumniß oder Uebereilung störten ihre Ausführung. Die Verbündeten verloren das Vertrauen, mehre verließen ihn. Jetzt in dem entscheidensten Augenblick sprach auch der Kaiser die Acht über den Empörer. Unsicher, oft nur von wenig Reisigen begleitet, zog der Markgraf jetzt von Burg zu Burg umher, und suchte mit den wenigen ihm noch treuen Verbündeten mehr dem Untergange zu

entgehen, als das stolze Ziel seines Strebens zu erreichen. Werner suchte den Geächteten, Flüchtigen vergebens. Nach langem Umherziehen beschloß er endlich zu dem Aufenthalt seiner geliebten Pauline zurückzukehren, entschlossen, sie zu besitzen, sei es durch Beistimmung der Priorin, oder durch Gewalt. Briefe Paulinens machten ihm zu dem erstern Hoffnung, denn die gebrochene Macht des Geächteten hob die Furcht vor dem vormals gewaltigen Markgrafen, und die Priorin zeigte jetzt Paulinen selbst frohere Aussichten in die Zukunft.

Voll der schönsten Hoffnungen zog nun Werner nach dem Kloster, aber weinend und trostlos kam ihm die Priorin entgegen. Ritter Moricho hatte einen Boten gesendet, der Paulinen ihrem Vater zuführen sollte. Vergebens hatte die Priorin jedes Mittel versucht, der Auslieferung ihres Lieblings auszuweichen, der Bote war mit zu glaubwürdigen und unzweifelhaften Zeugnissen versehen, daß derselbe Ritter ihn sende, der einst Paulinen dem Kloster übergeben hatte, sie mußte endlich nachgeben. Ihren Kummer erhöhte noch

die Ungewißheit über Paulina's Zukunft, denn der Bote verschwieg als ein tiefes Geheimniß den Ort, nach welchem er seine Reise richtete.

Werner wütete, als er diese Nachrichten vernahm. Er forschte bei allen Umwohnern des Klosters nach dem Wege, den Paulina's Entführer genommen habe; vergebens: Niemand wußte etwas Bestimmtes nachzuweisen. Auf eine schwache Wahrscheinlichkeit bauend, daß der Weg nach Braunschweig zu gewählt worden sei, sammelte er seine Leute, diese Spur zu verfolgen, aber kaum traute er seinen Augen, als er jetzt Paulinen selbst, begleitet von einigen Landleuten, dem Kloster zueilen sah.

Ueberrascht und entzückt flog er der Geliebten entgegen, aber abgewendet und mit allen Zeichen des Grauens wies ihn Pauline zurück. Flieh, Unglücklicher! — rief sie ihm zu — flieh weit von mir! und schneller Tod fasse mich, ehe ich jemals Dich wiedersehe.

Starr vor Schrecken stand der Betroffene, und Pauline floh abgewendet vor ihm vorüber in die Arme ihrer mütterlichen Freundin Klara.

10.

Die Fremde wurde hier von einer schmerzlichen Bewegung ergriffen. Ihr Bestreben, sie zu unterdrücken, verrieth noch mehr den Eindruck, den die Erzählung auf sie zu machen schien. Ich hielt deswegen mit Lesen ein, und ihre Begleiterin näherte sich ihr mit Zeichen der Besorgniß. Allein sie wies diese mit dankbarem Lächeln zurück, dann bat sie mich fortzulesen. Man sollte — setzte sie hinzu — mit dergleichen raschen Vorsätzen nicht freveln, und Frevel bleibt immer jedes Gelübd, auch das Heiligste. Ich ahnde, auch Pauline wird diesen Frevel büßen, und glücklich genug, büßet sie ihn nur durch Tod, und nicht durch herbere Schmerzen.

Sie sprach diese Worte mit erhöhter Anstrengung und legte am Schluß, wie ermattet, den Arm um den Hals ihrer Freundin.

Sie sind zu streng — sagte Amalie, um den Ernst des Augenblickes etwas zu mildern — Sie vergessen, daß es Augenblicke giebt, wo dem geängsteten, verstörten Gemüth kein Trost

bleibt, als sich mit unzerreißlichen Banden des Gelübdes fest und immer fester um das Heilige zu schlingen.

O, ich kenne das Lockende dieser heiligen Versuchung — erwiderte die Fremde — der das Gemüth nur zu leicht erliegt! Da vergißt es, daß es frevelhafte Anmaßung ist, die trügerische Einsicht des Augenblickes, durch unverletzliche Heiligkeit des Gelübdes zu ewiger Wahrheit zu stempeln, und gewiß, niemals bleibt solcher Frevel ungestraft!

Sie sind doch zu streng — wiederholte Amalie — kann wol ein Gelübd das Rechte und Gute zu thun, jemals auf trüglicher Einsicht beruhn?

Gewiß niemals — antwortete Jene mit weichem und dennoch überzeugend festem Ton — Das Gute bleibt ewig gut, aber nicht immer derselbe Weg zu dem guten Ziele.

Sie neigte sich bei diesen Worten mit einem leisen Kuß zu Amalien, dann, gegen mich gewendet, winkte sie mir weiter zu lesen.

Ich fuhr in der Erzählung fort:

An einem stürmischen Abend saß Mark-

graf Egbert, flüchtend vor seinen Verfolgern, voll düsterer Verzweiflung in der Mühle zu Eisenbüttel. Benno und ein Mönch saßen neben ihm, und der Müller spähte draußen und von dem Dach der Mühle, ob die Straße ruhig, und sein erlauchter Gast bei ihm sicher sei. Zuweilen kamen einzelne Wanderer und begehrten Einlaß, die erzählten dann, unkundig, vor wem sie sprachen, dem forschenden Mönch von der Acht gegen den Markgrafen, und wie einer der Fürsten nach dem andern von ihm abfalle, weil sie die Reichsacht scheuten, und der Markgraf in feiger Unentschlossenheit die Zeit zum Handeln versäume. Er soll, setzte mancher hinzu, am Gemüth leiden, und seiner Sinne nicht ganz mächtig seyn. Ja wol, ja wol! hörte man dann den Markgrafen tief und kummervoll seufzen, denn ihm war zuweilen als durchschaure ihn eine Ahndung von nahem Wahnsinn, und als müsse er sich abmühen, zu unterscheiden, ob der Wahn noch künftig sei, oder vielleicht gar schon anfange seine Gedanken zu umspinnen. Den Wandrern ward dann unheimlich bei seinem bangen

Seufzen und sie gingen lieber in die stürmische Nacht hinaus, als daß sie mit dem trüben Gast in derselben Herberge verweilten.

Spät in der Nacht kam noch ein Reisiger, und erzählte neue Unglückbotschaft. Die Markgräflichen waren von neuem theils geschlagen worden, theils zu dem Kaiser übergegangen. Wer kann's ihnen verargen — setzte der Erzähler hinzu — Markgraf Egbert kann Kaiser Heinrichen nichts anhaben, so wenig, wie Otto, und Rudolph und Hermann es konnten. Das hätten die Fürsten vorhersehen können.

Der Mönch forderte Erläuterung.

Denkt Ihr denn nicht mehr an die Prophezeihung — sagte Jener — Ich hab's bei Rudolph zuvorgesagt und bei Otto, und nun auch bei dem Markgraf, das ist alles pünktlich zugetroffen.

Was meint Ihr denn? — fragten Benno und der Mönch.

Nun, was alle Welt weiß, wenigstens in Wälschland — erwiderte der Reisige — Da hat ein prophetisch Weib Kaiser Heinrichen ge-

weissagt, daß kein Feind ihn besiegen könne, der nicht zugleich die Natur in ungeheurem Frevel erzürnt. Warum vermochte denn Hildebrand allein über Heinrichen? Weil der einen Bund mit dem Bösen hatte. Das war der Frevel wider die Natur. Wenn der Markgraf nicht auch solche Teufelei treibt, oder ähnliche Dinge, so paßt auf ihn die Weissagung nicht. Er richtet nichts aus gegen Heinrichen.

Der Markgraf hatte den Sprecher während seiner letzten Rede starr angesehen. Jene Weissagung war ihm früher bekannt gewesen, allein er hatte ihrer nicht geachtet. Jetzt im Augenblicke der Entscheidung klang sie voll tiefer, furchtbarer Bedeutung ihm entgegen. Mit einem ungeheuern Gelächter, als habe ein wilder Geist sein Innres verkehrt, und auf einmal jede fromme Regung in ihm zu einer fratzenhaften Larve umgestaltet, sprang er auf — Ei Bursch! — rief er, und seine Stimme kreischte widerlich — verstehst Du Dich auf Teufeleien? Fort, hinaus! hier ist Dein Platz nicht, ich bin Dein Meister!

Der Reisige lachte so wild wie der Markgraf, schüttelte diesem die Hand, pfiff sich dann ein Schelmenlied und ging hinaus.

Antworte mir — sprach jetzt der Markgraf zum Mönche — Giebt's größere Sünde, als die der schlechte Gesell nannte?

Hilf Herr! — erwiderte der Mönch — von allen Sünden ist diese die entsetzlichste.

Giebt's Ablaß für sie? — fragte der Markgraf weiter, und zitterte in der Frage, als verließ ihn die letzte Kraft. Er hielt sich an des Mönches Schulter.

Diese Macht hat kein Priester in der Welt — antwortete der Mönch.

Der Markgraf schauderte zusammen. Mühsam erhielt er sich aufrecht. Er starrte den Mönch mit wilden Blicken an. Auch der heilige Vater nicht? fragte er, und der grelle Ton der Verzweiflung hallte schwirrend von den Wänden des Zimmers zurück.

Der Mönch faltete die Hände. — Der heilige Vater — sprach er — löset von jeder Sünde, so glauben wir.

Also noch sicherer von den geringern — rief

der Markgraf mit gräßlichem Frohlocken, und seine Augen flammten wie Blitze umher — Hab' ich doch Ablaß für Alles, was das Werk fördert, für Alles, Alles!

Er ging die Nacht durch in der heftigsten Bewegung umher, und die einzelnen Worte, die er dann und wann, unterbrochen von wildem Gelächter ausstieß, bestätigten die Vermuthung Benno's, daß Leidenschaft und Unglück seines Herrn Gemüth zerrüttet habe. Mit der Morgendämmerung kamen indessen günstigere Nachrichten. Die zerstreuten Truppen hatten sich gesammelt, ein fremder Reisiger hatte die Tapferkeit und Entschlossenheit des Markgrafen gerühmt, und mit wunderbarer Beredsamkeit das Vertrauen zu diesem Heerführer und zu seinem Glück, hergestellt. Jetzt kamen Boten von dem gesammelten Heere und begehrten Befehle von dem Markgrafen mit erneuter Versicherung unwandelbarer Treue.

Den Markgrafen schauderte etwas bei dieser frohen Botschaft, doch scheuchte er bald mit neuem wilden Gelächter das Grauen, das ihn einigemal wie düstere Wolken umfing, als

die glücklichen Begebenheiten sich bestätigten. Er ordnete mit Besonnenheit eine Schlacht, man war zum Angriff bereit, aber ein dicker Nebel brachte Unordnung in die Ausführung seiner Pläne, und die wankelmüthigen Fürsten drohten von neuem ihn zu verlassen.

Harret noch bis Morgen! — rief der Markgraf — Morgen müssen wir siegen!

Seine Stimme hatte etwas furchtbar gebietendes und zuversichtliches. Die Fürsten und Ritter versprachen den Morgen abzuwarten.

Da winkte der Markgraf einen vertrauten Reisigen zu sich. Nimm Dir — sprach er — eine Schaar Knechte und zieh nach dem Kloster, das unfern der nächsten Stadt liegt. Dort fordre im Namen des Ritters Moricho von der Priorin das Fräulein Pauline, und führe sie nach der Mühle von Eisenbüttel. Dort soll sie der Müller wohl pflegen, bis ich selbst komme. Wenn die Priorin das Fräulein Dir weigert, so zeig' ihr dieses Pergament: daraus wird sie ersehn, daß Ritter Moricho Dich sendet.

Mit einer wilden Zuversicht ging nun der

Markgraf unter seinem kleinen Heer umher. Verwundert sah er, daß der anhaltende dichte Nebel nicht ihn selbst, sondern den feindlichen Truppen verderblich gewesen war. Er benutzte schnell ihre Unordnung, hinderte durch seine Stellung die Vereinigung ihrer Schaaren, und alle Fürsten sahen die unvermeidliche Niederlage des Feindes, die nur durch die eben einbrechende Nacht bis zum Morgen aufgeschoben ward.

Froher Jubel schallte durch das Heer, Alles rüstete sich, mit dem ersten Stral des Morgens die Schlacht zu beginnen. Da zog Markgraf Egbert von einem einzigen Knappen begleitet, still aus dem Lager nach der Mühle von Eisenbüttel.

Die Mühle rauschte mit allen ihren Gängen und der Sturmwind streute den Schaum, den die Räder in schnellem Umtrieb emporrissen, weit umher. Egbert schauderte fast zusammen, als er dem Knappen sein Roß gab, und nun mit dem Müller durch den sprudelnden Schaum, der ihn naß durchkältete, zwischen dem finstern Gewül und Gebraus von

Rädern, Stampfen und scharfen Sägen hindurchschritt.

Ihr findet Alles bereit — sagte der Müller — auch der Mönch harret Eurer, aber die Braut sitzt drinn und weint. Sie fragt nach ihrem Vater, und ruft alle Heiligen zu ihrer Hülfe.

Egbert schritt stumm neben dem Müller her, der jetzt eine Thür öffnete. Pauline trat in aller Glorie der leidenden Schönheit ihm entgegen. O Herr Markgraf — klagte sie, — Euch führt mein Engel her. Nehmt Euch einer Unglücklichen an, die schändlich aus ihrer Freistatt, vom heiligen Altar weggeraubt wurde! Schützt mich, führt mich zu meiner Mutter Klara zurück.

Ihr seid im Irrthum, schöne Pauline — erwiderte der Markgraf — wenn Ihr Euch entführt glaubt. Ihr seid unter dem Geleit meiner Reisigen hieher gekommen, ich selbst bin es, der um Eure Hand wirbt, ich hoffe, Ihr werdet mir Euer Jawort nicht versagen.

Starr von Entsetzen hörte Pauline diese Rede an.

Ich liebte Euch vom ersten Anblick — fuhr der Markgraf fort. — Sollte Euch die Priorin nicht von meiner Werbung um Euch gesagt haben? Diese Nacht ist unsre Verbindung. Die nächste Morgensonne begrüßt Euch als Markgräfin, die Abendsonne vielleicht schon als ...

Als Leiche! — fiel Pauline voll Verzweiflung ein — Hofft nicht, mich zu besitzen! Ihr seid ein Räuber; wie könnt Ihr mich wegführen, und mir von Verbindung sprechen, ohne Gegenwart und Einwilligung meines Vaters? Ich fordre, daß Ihr mich augenblicklich in mein Kloster zurückgeleiten lasset.

Euer Vater, schöne Pauline — entgegnete der Markgraf — kennt und billiget meine Wahl. Ueberzeugt Euch selbst. Würde er mir diese Pergamente anvertraut haben, ohne die Euch die Priorin nimmermehr ausantworten durfte?

Pauline erblaßte. — So laßt mich — sprach sie — meinen Vater sehn. Ich will ihn beschwören mein Unglück nicht zu bereiten. Er wird das Verderben seiner Tochter nicht wollen.

Ihr werdet ihn sehn — erwiderte der Markgraf — doch erst als Markgräfin. Jetzt entschließet Euch. Die Zeit ist kurz. Der Priester wartet.

Der Mönch trat herein. Vergebens rief Pauline laut um Hülfe. Der Sturm und das Gebraus der Räder übertäubten ihre Stimme. Vergebens rang sie mit dem Markgrafen um die Flucht, die Kräfte wichen von ihr, sie sank ermattet zu Boden. In dem Augenblick der Erschöpfung sprach der Mönch den furchtbaren Segen über diesen entsetzlichen Bund.

Der Markgraf wollte nun seine Gemahlin umarmen, aber mit neuer, erhöhter Kraft stieß Pauline ihn von sich. Alle Heilige nehm' ich zu Zeugen — rief sie, indem sie sich aufrichtete — daß ich diesen Bund verfluche! Gott hat einen Greuel an solcher Gewaltthätigkeit, und, so wahr sein Auge sie erblickt, so wahr wird seine Rache auf Euch fallen.

Der blutroth aufgehende Mond warf eben seine ersten Stralen auf Paulinens Angesicht, das furchtbar ernst, wie das Antlitz einer

Rachgöttin gegen den Markgrafen gerichtet war. Er schien erschüttert, und nahte sich ihr mit bittenden Worten.

Zurück! — rief die Zürnende nochmals — Vollendet Euren Frevel nicht! Wißt es denn, mein heiligstes Geheimniß, hört es und wagt es dann, wenn Ihr gegen die Natur selbst freveln wollet, mich zu berühren. Ich bin die Geliebte, die Verlobte Eures Sohnes!

Der Markgraf war erblaßt. Er glaubte sein Geheimniß an Paulinen verrathen. Jetzt, da er das ihre vernahm, erglüht' er vor Zorn, und in selbstvergessener Uebereilung rief er: Wie, Unglückliche? Verbrecherin! Du liebst Deinen Bruder?

Meinen Bruder? — wiederholte Pauline, und ihr Blut erstarrte vor der Ahndung eines finstern Abgrundes von Geheimniß. — Meinen Bruder! Wer ist denn mein Vater?

Der Markgraf bebte und wankte zurück. Er hatte das Wort gesprochen. Sein Zusammensinken und die Todesblässe auf seinem Gesicht verrieth alles der schaudernden Pauline.

Gerechter Himmel! — schrie sie, die Hände

empor ringend. — Dieser also, mein Vater! und er weiß es! o Gott, er weiß es!

Mit Blitzesschnelle flog sie aus dem Zimmer der Greuel, um sie brausten die Räder der Mühle und mengten Dunkel und spritzenden Schaum im Mondschein zu abenteuerlich wilden Gestalten, die ihr in den Weg traten und den Lauf hemmten. Verfolgend eilte der Markgraf ihr nach und rufte mit wilder Stimme die Braut. Schon faßte er auf der schmalen Brücke das Kleid der Fliehenden. Schützt mich, ihr Heiligen! rief die Verzweifelnde: mit Löwenkraft rang sie mit dem Verfolger. Sie riß sich aus seiner Umflechtung und ein gewaltiger Stoß stürzte den Taumelnden hinab, wo Flut und Räderwerk sich in den Raub seines Lebens theilten.

Der herzueilende Müller trug die bewußtlose Pauline aus dem Orte des Schreckens in ein entfernteres Gebäude. Auf seinen Ruf hemmten die Knechte das Räderwerk der Mühle, doch zu spät für die Rettung zog man den zerschmetterten Leichnam hervor.

Jetzt ward es auch von außen lebendig.

Eine Schaar Reisige, die zu Heinrichs Heer stoßen wollte, zog bei der Mühle vorüber. Einige von ihnen begehrten Einlaß und Lebensmittel. Da fanden sie den Leichnam des feindlichen Heerführers. Jauchzend zogen sie mit dieser Nachricht, die mehr ihnen galt, als ein Sieg, zu des Kaisers Heer, und der Lohn, der ihnen dafür ward, ließ zweifelhaft, ob er der That, oder der Botschaft davon gelten sollte.

Pauline mußte nun auf die schleünigste Flucht denken. Der zerschmetterte Leichnam lag noch blutig auf ihrem Wege. Mit heißen Thränen des Schmerzes und der Versöhnung sank sie neben ihm nieder und gelobte ein Kloster zu stiften zu Büßung der schweren Schulden dieser greuelvollen Nacht. Der Müller mit seinen Knechten geleitete sie nach dem Kloster zu der frommen Priorin Klara.

Vergebens bot Werner alles auf, die Geliebte noch einmal zu sehen. Durch die Priorin erfuhr er alle Schrecken jener Nacht, die nun unwiderruflich ihn von der Geliebten, Schwester und Mutter trennten. Verloren für

jede Freude des Lebens, suchte er die Ruhe im Kloster zu Hirschau, wo er als Bruder Hieronymus ein heiliges Leben führte. Paulina aber beschloß in dem gelobten Münster zugleich ein Denkmal ihrer unglücklichen Liebe zu errichten. Sie sendete Boten in das Kloster Hirschau und ließ um den kunstreichen Bruder Hieronymus bitten, der das Kloster nach seiner Einsicht bauen sollte. Hieronymus gedachte sogleich jener Klosterkirche, wo er die Geliebte zuerst gesehen hatte, und beschloß, den großen Kirchenbau auszuführen, den er damals im Geist sah, und den Pauline nach dem Bilde ihres Traumes so eifrig herzustellen wünschte.

Allwöchentlich kam nun der fromme Baumeister, und ordnete und trieb die Arbeiter, das Werk zu fördern. Aber wenn er zurückreisete in sein Kloster, kam die liebende Pauline und freute sich der Werke des brüderlichen Geliebten, betrachtete jedes und legte die Hände gleichsam segnend auf die Steine und Säulen. Das sahen die Arbeiter, und falteten andächtig die Hände, wenn die fromme

Pauline mit den Steinen und Werkstücken heimlich sprach und sie berührte. Kam dann der Baumeister zurück, nach der Arbeit zu sehn, so zeigten die Werkleute ihm die Stelle, wo die fromme Stifterin wie eine Heilige gestanden, und die Steine segnend berührt hatte. Da kniete Hieronymus nieder, wo sie mit ihren Füßen gestanden war, und küßte lange und oft die Steine, worauf ihre Hände geruht hatten, und die Arbeiter knieten mit ihm nieder, und beteten um Segen und um Gelingen zu ihrem Werk. Aber sehen wollten sich Hieronymus und Paulina niemals, denn sie gedachten beide des schweren Wortes, das Paulina zwischen sie und ihr Wiedersehn gestellt hatte.

Als nun das große Münster vollendet war, und weit umher geistliche und weltliche Herren herbei kamen, es zu betrachten, fehlte nur noch der Abt, der den Klosterbrüdern vorstehen sollte. Paulinen kam es zu, das Oberhaupt zu berufen, und sie wählte dazu den frommen Baumeister des Klosters, den Bruder Hieronymus in Hirschau. Der Sitte gemäß

und auf Zureden des Bischofes, zog sie, zu Erhöhung der Feierlichkeit, selbst dem Abt' entgegen, um ihn einzuholen und in sein Kloster einzuführen. Zwar scheuete sie seinen Anblick, aber die Heiligkeit und Würde der Handlung schien ihr dieses Wiedersehn zu rechtfertigen. Sie ritt auf einem einfach geschmückten Zelter, die erste und demüthigste ihres Gefolges. Schon hörte man aus der Ferne den Chorgesang der Klosterbrüder, die den Abt geleiteten, schon stimmte Paulina's Gefolge dem Kommenden das Benediktus an, und das Volk, das von allen Orten herbeigeströmt war, sank auf die Knie, den Segen des Herannahenden zu empfangen. Schon hob der Abt segnend die Hände, da erblaßten Paulina's Wangen, ihre Augen starrten in einen tiefen Abhang des Felsweges hinab. Jetzt schwebte ein himmlisches Lächeln um ihren Mund. Vater — rief sie — Vater, versöhnt! Ein Engel hebt den Schleier der Schuld von uns. Ich komme, ich eile in die Arme des Vaters!

Ihr Roß scheuete, und die Seherin Pauline sank in den Felsengrund. Man hob sie

entseelt auf. Ihre Glieder waren zerschmettert, aber unentstellt, und vom Frieden des Himmels verklärt, lächelte ihr Angesicht im Tode.

Sie starb den leiblichen Tod ihres Vaters — sagte die leise Stimme der Priorin Klara — aber wie eine Heilige.

Abt Hieronymus, auch Jerung genannt, führte nun den Leichnam der Entschlafenen in das von ihr gestiftete Münster, und begrub ihn vor dem Altar des heiligen Kreuzes, und nach Jahren voll stillem Schmerz fand er an ihrer Seite die Ruhe des Grabes.

Dort hat nun, unter kalten Grabessteinen
Die heiße Brust voll Liebe ausgeglüht,
Vergessen hat das Auge dort zu weinen,
Dort findet Trost das duldende Gemüth.
In jenem Land, wo schlummernden Gebeinen,
Ein schöner Lenz des Glaubens neu entblüht,
Dort wandeln sie, wo nichts die Liebe störet,
Und sich verbindet, was sich angehöret.

II.

Die Gesellschaft sprach manches Wort der Theilnahme an Paulina's Schicksal. Die Fremde, welche sich ebenfalls Pauline nannte, war vorzüglich bewegt.

Paulina's Geschichte — sagte sie, zu mir gewendet — interessirt mich ungemein. Gründet sich Ihre Erzählung auf geschichtliche Nachrichten?

So viel mir bekannt ist — erwidert' ich — widerspricht wenigstens die Geschichte ihr nicht. Mein Freund, dem ich sie danke, schrieb sie auch, nicht ohne fleißige Forschung der Geschichte jener Zeit.

Wo lebt der Verfasser? — fragte sie mit gesenktem Blick, als fürchtete sie die Antwort.

Zuletzt in Frankreich — antwortet' ich ihr — er ward als tödtlich verwundet gefangen.

Besitzt er nicht ein Porträt von Ihnen? — fragte sie schnell und heftig.

Es war allerdings so, er hatte es selbst gemalt und ich mußte ihre Frage bejahen.

O, dann beschwör' ich Sie, — fuhr sie fort — sagen Sie alles, was Sie vom ihm wissen. Sie waren ihm der liebste seiner Freunde. Ihr Bild war oft sein Trost und er sehnte sich nach Ihrer Beruhigung, die ihm früher oft seine Leiden erleichtert hatte. An den Zügen dieses Bildes erkannt' ich Sie sogleich. Sprechen Sie, wo ist Graf Werner?

Die Heftigkeit ihrer Frage erschreckte mich, doch suchte ich mich zu fassen.

Die letzten Nachrichten — antwortet' ich ihr — von meinem Freund — erhielt ich aus Besançon. Freilich waren sie traurig. Ohne Zweifel wissen Sie, daß er dort unter Aufsicht in einem stillen Wahnsinne lebt, der vielleicht nur mit seinem Leben endiget.

O, wollte Gott — rief sie schmerzlich — es wär' so! Ich komme von Besançon. Dort wird er vermißt, und nach aller Wahrscheinlichkeit fand er seinen Tod in dem nahen Fluß. Ich hörte, als ich ihn schon lange als einen Todten beweint hatte, von seinem Zustande. Mehre Umstände ließen mich hoffen, daß mein Erscheinen günstig auf ihn wirken werde. Ich

eile hin. Ach, zu spät! Wenig Tage vor meiner Ankunft war er seinen Aufsehern entschlüpft — ein Tuch, nah' am Wasser gefunden, bestätigt die schreckliche Vermuthung.

Uns Allen blieb kaum ein Zweifel, daß die Fremde, und jene Pauline, von welcher Theodor erzählt hatte, eine und dieselbe Person war. Man berührte mit aller Vorsicht die Geschichte ihrer Liebe, und suchte ihr glaublich zu machen, daß Werner vielleicht noch in jener Gegend umher irre, allein ihre Nachforschungen waren zu sehr mit aller Besorgtheit der Liebe unternommen, als daß man ernstlich eine solche Hoffnung hätte hegen können. Julius erinnerte sie hierbei behutsam an jenes übereilte Wort bei der Trennung, und wie auch hier der Bruch jenes Wortes in wunderbaren Zusammenhang mit dem Tode hätte kommen können, wenn nicht durch eine andre Wendung des Schicksals er selbst dem gefährlichen Wiedersehn entgangen wäre.

O, mich hätt' es treffen sollen, nicht ihn! — rief Pauline — Ich sprach ja selbst jenes unbesonnene, frevelhafte Wort.

Man suchte Paulinen, die von neuem in düsteres Nachdenken verfiel, von den trüben Erinnerungen zu entfernen, und wendete das Gespräch auf die Ruine, die jetzt von dem immer höher gestiegenen Monde auf das prächtigste beleuchtet war. Die Kühle der Mitternacht erinnerte uns aufzubrechen, und als uns der Weg durch den Garten längst der Säulenreihe dieser kirchlichen Ruine hinführte, und unsre Schatten an den Säulen wechselnd erschienen und verschwanden, scherzten einige in der Gesellschaft über die vorige gespenstische Erscheinung Paulina's.

Kaum aber traten die Ersten von der Gesellschaft durch die Gartenthüre in den ehemaligen hohen Chor der Kirche, als sie erschrocken und zweifelhaft zurücktraten. Eine Mönchgestalt in schwarzer Benediktinertracht kniete unbeweglich in betender Stellung an Paulina's Grabe.

Wir sind doch heute fast ausersehn, auf Phantome zu treffen — sagte Theodor — was mag dieses wieder seyn?

Er ging nach der Gegend zu, aber nach wenig Schritten erhob sich die Erscheinung und ein blasses Gesicht sah uns aus der Verhüllung an.

Das Mönchgespenst! — riefen Mehre, denen die frühern Erzählungen einfielen, und selbst Theodor schauderte zusammen und trat muthlos zurück.

Was geht denn vor? — rief Pauline, die sich in dem Garten verweilt hatte, heraustretend — Ach, das sind unzeitige Scherze!

Sie ging unwillig auf die Gestalt los, ihr die Verhüllung abzunehmen, aber kaum hatte sie in der Nähe das blasse Todtengesicht erblickt, als sie laut vor Schreck aufschrie und zu Boden sank. Die Mönchgestalt stand starr und regunglos neben ihr.

Der Trieb zu helfen überwand hier die Furcht. Wir eilten hinzu, die Ohnmächtige aufzurichten, vor der, wenig Schritte entfernt, die bleiche Gestalt noch immer bewegunglos stand. Pauline! — rief jetzt ihre Begleiterin, und Pauline! wiederholte des schwar-

zen Mönches dumpfe Stimme. Vorgebeugt und die Leblose anstarrend, rief die Erscheinung nochmals mit entsetzlicher Mischung von Freude und Grausen den Namen der Ohnmächtigen, und sank dann neben ihr zu Boden.

Der Schreck fesselte uns nur auf Augenblicke die Sinne. Wir bemühten uns die furchtbare Mönchgestalt von Paulinen zu entfernen. Sein Gesicht war durch die Anstrengung des Falles mehr enthüllt. Wo bin ich? fragte er, wie aus einem Traum erwachend, und Theodor und ich erkannten Stimme und Züge unsers Freundes Werner.

12.

Während der Bemühungen Paulinen in das Leben zurückzurufen, enthüllte sich auch das Räthsel von der unerwarteten Erscheinung des Grafen Werner. Seine Schwermuth war immer mehr in stillen Wahnsinn übergegangen und die Nachrichten von den fehlgeschlagenen Versuchen der Deutschen sich von der französi-

schen Herrschaft zu befreien, hatten in Verbindung mit seiner unglücklichen Liebe, Gemüth und Besinnung ihm fast völlig zerrüttet. Doch hatte sich die Vorstellung, daß er einen Sieg zu Befreiung seines Vaterlandes erfechten werde, immer in ihm lebendig erhalten. Jetzt waren ihm, wie er erzählte, in seinem traumähnlichen Zustande, Bilder von siegenden deutschen Heeren erschienen, die stets ihn aufforderten, mit ihnen zu kämpfen. Ohne deutlich zu wissen, wie? war er ihnen gefolgt. Wie er zu seiner Mönchstracht gekommen, wie er seit seiner Entweichung aus Besançon sein Leben erhalten, war ihm selbst ein Räthsel. Die Vergangenheit lag wie ein verworrner Fiebertraum hinter ihm, er konnte nicht unterscheiden, was der Wirklichkeit angehörte, und was leeres Bild des Wahnsinns war. An die Ruine von Paulinzell hatte ihn ein dunkles, unbeschreiblich seliges Gefühl gebunden, er kannte sie nicht während seines Wahnsinnes, und nur jetzt bemerkte er das sonderbare Zusammentreffen, daß eben diese Ruine, die selbst seinen Wahnsinn

mit Erinnerungen aus glücklichern Zeiten durchglänzte, nun auch die Entwickelung seines Schicksales herbeiführte.

Pauline athmete noch einige Tage in bewußtloser Betäubung, aber keine Kunst der Aerzte konnte sie dem Leben erhalten. Die Gewalt der Ueberraschung hatte sie getödtet, und ihr eignes, früher gesprochenes Wort gegen das Wiedersehn bewährt. Dieselbe Gewalt des Unerwarteten hatte ihrem Geliebten die Besinnung zurückgegeben, aber, grausam genug, zeigte ihm das Schicksal die Geliebte in dem Augenblick, wo sie für immer ihm entrissen ward, und gab ihm mit der rückkehrenden Besinnung nur die Empfänglichkeit für den Schmerz des Verlustes.

Wir sehn uns bald wieder, — sprach er, wenn seine Freunde mit ihm klagten — und dann bring' ich ihr, statt des Myrtenkranzes, den deutschen Siegeskranz von Eichenlaub.

So eilte er zu den preußischen Fahnen. Die Verlängerung des Waffenstillstandes, die so manchem Gemüth den letzten Hoffnungfunken

verlöschte, schlug ihn nicht nieder, eben so wenig konnten die unglücklichen Tage bei Dresden ihm den Muth erschüttern. Die siegfrohen Bilder, die vormals seinen zerrütteten Geist erhellten, gingen wieder durch seine Träume, und oft hörte selbst der Wachende, wie aus weiter Ferne, Siegesgeläut und Triumphlieder gegen sich herantönen.

Am blutigen Nachmittag des sechzehnten Oktobers stürmte er mit der tapfern Schaar Bülow's über Möckern her gegen Leipzig. Er sah den Sieg für die Sache sich entscheiden, an der sein deutsches Herz mit voller, liebender Sehnsucht hing. Immer feuriger riß sein Muth ihn vorwärts. Er sah die Feinde weichen. Die Triumphlieder seiner Träume klangen um ihn, und Glockengetön, wie von den Thürmen der nah vor ihm liegenden Stadt, hallte zu ihm her.

Sieg! Sieg! — rief der Begeisterte, immer vorwärts dringend. Da warf ihn eine feindliche Kugel vom Rosse. Seine treuen Kameraden trugen ihn unter einen Baum. Da

kam das Gerücht von dem Siege des Feindes zu dem Sterbenden und die Glocken, die jene Nachricht in der Stadt feiern mußten, schallten dumpf wie Todtenglocken zu ihm heran. Seinen Freunden schien auf Augenblicke der Muth zu sinken, aber der Sterbende feuerte sie von neuem zu thatenreichem Vertrauen an. Verzagt nicht — sprach er — Euer Siegruf wird bald kräftiger schallen. Fort in den Kampf! Mich laßt hier. Diese Glockentöne sollen mein Grabgeläut seyn.

Als mit dem Abend das Feld erkämpft war, traf man ihn entseelt, Paulina's Bild an seinen Mund gedrückt. In seinem Taschenbuche fand man diese Zeilen:

Hört ihr den bangen Angstruf jener Glocken?
Sie hallen mahnend durch der Schlacht Gedröhne:
Zu euch, ihr Krieger, sprechen diese Töne!
Zu schneller Rettung wollen sie euch locken.

Auf, Brüder, kämpft voll Muth, stürmt unerschrocken,
Daß kein Tirann mehr Gott und Recht verhöhne;

Kämpft, daß den Sieg Lorbeer und Palme kröne,
Und Jubel schall' in des Triumphs Frohlocken.

Ich kann den mächt'gen Schwerdtkampf nicht mehr schlagen,
Des Lebens Blutstrom quillt aus tiefer Wunde,
Doch freudig wird mein Geist emporgetragen.

Entgegen tönt Gruß vom geliebten Munde,
Mein goldnes Morgenroth beginnt zu tagen,
Sieg, Freiheit, Liebe glänzt in heil'gem Bunde.

Die Hausehre.

In der bischöflichen Stadt Basel lebte um das Jahr funfzehnhundert und zwanzig ein junger Bürger, Namens Johann Wipper, seines Handwerks ein Schneider. Der fand viel Unlust an seinem Gewerbe und wäre wohl mit in den Krieg gezogen, wenn es darinnen mehr Sicherheit für Kopf und Leben gegeben hätte. Am liebsten wäre er ein reicher und vornehmer Herr gewesen, um die Hände in den Schooß legen und eines fröhlichen Treibens ohne Mühe und Arbeit genießen zu können.

Eines Tages, als eben ein festlicher Zug des Herrn Bischofs mit Pauken und Zimbeln durch die Straße ging, da überfiel den Meister Wipper der Unmuth dergestalt, daß er flugs Nadel und Scheere von sich that, und dabei also ausrief: Welch ein elender Mensch ich bin! Indeß die Thiere im Walde und die Vögel in der Luft sich gemächlich an dem schönen

Himmelsblau da draußen ergötzen und die Erzbischöfe mit ihres Gleichen gar darinnen herumkutschen und sich auf tausendfältige Weise erlustiren, muß ich in solcher räuchrigen Klause sitzen und schwitzen und am Kummertuche nagen! Alles, bis auf das Hochzeitkleid, das hier fertig werden soll, mahnet mich an die glücklichen Tage der Andern und an mein erbärmliches Schicksal. Ade, Hochzeitkleid, ich mag nichts weiter mit dir zu schaffen haben.

Hiermit legte er denn die Arbeit völlig bei Seite und gerieth obendrein auf den Gedanken an's Heirathen, der ihm je zuweilen den Kopf ebenfalls warm machte. Denn er war noch ein Junggeselle, der aber viel Neigung zum heiligen Ehestande in sich verspürte. Er war sogar einmal schon recht nahe daran gewesen. Wie er nämlich noch als Geselle lebte, verplemperte er sich mit Hedchen, der Tochter des Meisters, bei dem er arbeitete. Hedchen war auch wirklich ein hübsches, rühriges Kind, dazu nicht ganz bloß; denn ihre Aeltern hatten ein Häuschen mit einem Garten, und wohl noch ein zweites in ihrem Geldkasten liegen.

Allein, weil Hedchen Wippern zu Zeiten seinen Müssiggang und Hang zur Unordnung vorrückte, so dachte er eines Tages: Wahrlich, die Dirne zur Frau zu nehmen, das hieße sich eine Ruthe für Zeitlebens aufbinden! Und da brach er denn ohne allen weitern Vorwand mit dem armen Hedchen, das sich die Sache recht zu Gemüthe zog.

Oho, dachte er jetzt, es giebt noch andere und reichere Mädchen in Basel, als Hedwig ist, ich darf mir nur die Mühe nehmen auf eine auszugehen. Er schalt sich nun selber, daß er's nicht früher gethan hatte, da ihm wohl bekannt war, wie schon mancher faule Zeisig durch eine reiche Heirath zu Ruhe und Wohlstand gekommen. Er putzte sich auch auf der Stelle dazu so viel möglich heraus, und ging in der Stadt umher, was ihm schon allein viel besser, als das anhaltende Sitzen behagen wollte.

Meister Johann klopfte bei mehrern ehrsamen Bürgern an, deren Töchter gute Mitgiften zu hoffen hatten. Allein einige davon waren schon mit Liebsten versehen; andere hat-

ten von seiner Geschichte mit Hedchen gehört; andere wollten mit ihren Gedanken höher, als bis zur Schneiderwerkstatt hinauf und noch andern war etwas von dem unfleißigen Temperamente des Freiers zu Ohren gekommen. Denn wenn auch die jungen Töchter das über dem schmucken Ansehen des Meisters vergaßen, so wußten doch gemeiniglich die alten Väter ihrem Gedächtnisse darinnen nachzuhelfen, und so ging es zu, daß Johann Wipper überall mit einer langen Nase abziehen mußte.

Ei, dachte er da, muß es denn grade eine Stadtdirne seyn? Das Land hat wohl kernhaftere Hauswirthinnen, als jene sind, und wem der Spiegel so freundlich thut, als mir, der braucht wegen einer Hand voll Körbe noch nicht in's Wasser zu springen! —

Aber gar bald war er in den benachbarten Dörfern auch so weit gekommen, wie in der Stadt. Ueberall hatte er angefragt, wo Mädchen mit harten Thalern wohnten. Die Ursachen, die ihm in der Stadt die Körbe zugezogen hatten, galten auch auf dem Lande, und überdies mochten die hiesigen rothen und stammhaf-

tigen Dirnen den schlanken Schneidermeister für ihre Umstände zu blaß und zerbrechlich finden.

Er kam daher einmal des Abends gar wild und übel aufgeräumt in sein Dachstübchen zurück. Die letzte Zeit über hatte er, im Vertrauen auf eine baldige, reiche Heirath, das Arbeiten für Ueberfluß gehalten und deshalb seine ganze Kundschaft eingebüßt. Da stand der Schneidertisch, der ihm sonst wenigstens die Nothdurft geliefert hatte, und nichts darauf, als papierene Maaße, die ihn höhnisch zu fragen schienen, was er nun mit ihnen und mit sich selber anzufangen denke?

Doch wohl endlich wieder eine Bestellung! brummte er, als er anjetzt einen Brief auf dem Tische entdeckte. Aber der Brief war von seinem Hauswirthe, der ihn darinnen sehr unfein um den schuldigen Miethzins mahnte, und den folgenden Morgen mit dem Frühesten da seyn und das Geld in Empfang nehmen, wo nicht, den saumseligen Zahler aus dem Hause werfen, und das schlechte Geräth nebst Werktisch zurückbehalten wollte. Auch hatte er hinzugefügt: Was hälfe mir alle Nachsicht bei

einem liederlichen Wirthe, der statt seinem Gewerbe obzuliegen, den ganzen Tag in der Irre herumläuft und am Ende wohl gar noch als ein Dieb oder Mörder, nebst seinem Bischen Habe eingezogen wird? Denn ein Handwerk hat goldenen Boden, aber Müssiggang ist aller Laster Anfang! —

Meister Wipper war darüber so aufgebracht, daß er den Brief sogleich mit den Zähnen zerriß, und schon seine Scheere zur Hand nahm, um zu sehen, ob es wohlgethan sei, an ihr zu sterben. Allein, das kam ihm fast noch schwerer vor, als von ihr zu leben, da er schon kein fremdes Blut sehen konnte, geschweige sein eigenes. Ein Seil, das aus einem Winkel hervorlugte, würde ihm solchen Anblick erspart haben. Doch dachte er dabei an die Halsschmerzen, welche es verursachen möchte und verwarf auch diesen Ausweg.

Endlich fiel ihm noch eine Hoffnung ein, es war die auf Entdeckung eines Schatzes. Der ernste Wille, sagt man, soll so viel, ja alles können, rief er aus, und ich habe wahrlich den allerernstesten Willen, einen Schatz bald-

möglichst aufzufinden! — Zwar wendete ihm sein Gedächtniß ein, daß er die reiche Heirath gleichfalls sehr ernstlich gewollt habe. Indessen wo nichts zu verlieren ist, da ist auch nichts zu wagen, und weil seine betrübte Lage und der Gedanke an den Gast, der sich so ungestüm für den folgenden Morgen ankündigte, ihm nicht einmal auf einen leidlichen Schlaf Aussicht gaben, so nahm er seinen Wanderstab wieder zur Hand und verließ abermals Haus und Stadt.

Im freien Felde fiel ihm zuerst ein, daß er auch gar keine Muthmaßung habe, wo eigentlich der Schatz, auf den er so blindlings losgehe, zu finden sei. Zwar hatte er gehört, daß dergleichen gemeiniglich unter solcher Erde liege, die weder Thau noch Regen treffen könne. Doch gesetzt, daß er nun auch ein solches Stück Boden fand, nach dem er überall vergebens umhersah, womit den Schatz heben, da er nicht einmal ein Grabscheit bei sich hatte, überdies, wie ihm nun erst in die Gedanken kam, dazu gewisse, besondere Gebräuche gehörten, die ihm gänzlich unbekannt waren?

Jetzt fiel es ihm wie ein Mühlstein auf's Herz, daß er wieder einmal etwas ohne Ueberlegung angefangen habe, und da er eben den Rheinstrom dicht neben sich sah, so würde er ohnfehlbar hineingesprungen seyn, wenn er nicht gedacht hätte, daß es ein erstaunlicher Unterschied wäre, Rheinlachse zu essen, oder sich von ihnen wohl gar essen zu lassen.

Die Furcht vor letzterm Ereignisse kam ihm aber grade zur rechten Zeit. Denn wie er jetzt in die Höhe blickte, so stand plötzlich ein Berg neben ihm. Der Berg hatte auch einen Eingang, doch war dieser mit einer großen, eisernen Thüre wohlverwahrt.

Meister Wipper erstaunte immer mehr, je länger er alles das betrachtete. Er konnte nämlich die Gegend, so zu sagen, auswendig, aber den Berg mit der eisernen Thüre gewahrte er heute zum ersten Male. Das, meinte er, gehe nicht mit rechten Dingen zu, glaubte auch bereits, daß der Berg vielleicht bloß seinethalben hingestellt sei. Er verzweifelte indessen schon, daß sein Scharfsinn den Weg hinein finden werde,

als auf Einmal die eiserne Thüre sich von selber aufthat.

War aber guter Rath schon zuvor theuer gewesen, so war er's nun erst recht. Wenigstens gab es tausend und mehr Fragen, worauf Meister Wipper vor dem Hineingehen gern Antwort gehabt hätte, z. B. wer wohl den Berg hingestellt habe, wie die Gäste darinnen behandelt würden und so weiter. Doch die mit unzähligen Kerzen erhellten Gewölbe, die er jetzt entdeckte, waren so schön und sauber, daß er ausrief: Nein, ein häßlicher, unsauberer Geist kann hier unmöglich hausen, und daß er meine Wenigkeit nicht verschmäht, davon zeugt wohl das Aufspringen der Thüre, weil ich ja, so hell der Vollmond auch scheint, in der ganzen Gegend keinen Menschen weiter erblicke. In des Himmels Namen denn!

Gleichwohl sah er sich bei jedem Schritte weiter in die Höhle hinein auf allen Seiten um, ob vielleicht irgendwo etwas Unheimliches im Anzuge sei. Auch wäre das bange Klopfen seines Herzens gewiß weit hinaus in die Nacht

erklungen, wenn das Schlottern seiner Knie solches nicht überboten hätte.

Wohl sechs Gewölbe mochte er bereits im Rücken haben, als er in einen von künstlichen Sonnenstrahlen beleuchteten Garten gelangte, den kein Maler so schön zu malen vermocht hätte. Da gab es Blumen und Früchte aller Jahreszeiten und aller Welttheile, und schon hatte er, fast ohne zu wissen, daß es geschah, seine Taschen mit Aprikosen, Kokusnüssen, Ananas und andern köstlichen Eßwaaren ziemlich vollgefüllt, als er erst daran dachte, daß ihm Niemand Erlaubniß dazu gegeben. Indem er aber noch in Zweifel stand, ob das Beste sei, das Hasenpanier zu ergreifen, oder nicht, da fiel ihm ein großer Marmorpallast in's Auge, und aus diesem heraus trat eine Jungfrau, so wunderschön, daß er wie bezaubert dastand, und schwerlich von der Stelle gekonnt hätte, wenn auch die unbeschreibliche Milde ihres Angesichts nicht gewesen wäre. Die Jungfrau trug eine goldene Krone auf ihrem Haupte, deren Glanz von dem hellgelben Haare ringsherum noch weit übertroffen wurde.

Meister Wipper war schon im Begriff, ihr zu Füßen zu fallen, als er mit tausend Schrecken bemerkte, daß sich dergleichen nicht thun ließ, maßen die Jungfrau keine Füße hatte, sondern ihr Leib, was ihm zeither vor der gewaltigen Schönheit des Antlitzes entgangen war, in eine häßliche Schlange ausging, und sich in mehrere Ringel aufrollte.

Sein Schrecken verschwand jedoch, als jetzt ihre Stimme, lieblich wie der Klang einer Harfe, ihn also anredete: Gott zum Gruß, Fremdling! Allem Anseh'n nach bist Du wenig bemittelt. Da mir's nun an Gütern nicht ermangelt, so nimm ein kleines Willkommen von mir an. Dazu faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn vor eine große eiserne Truhe.

Fürchte nichts! sagte sie, als bei dem Lärm, den ein Paar daneben liegende schwarze Ungeheuer erhoben, der Schneider sich mit aller Gewalt loszureißen suchte.

Still! rief sie den Ungeheuern zu und im Augenblicke wurden Lämmer aus ihnen, und schwänzelten um den Meister herum, der sich

jedoch, troß dem guten Anscheine, den Rücken frei zu halten suchte.

Als nun die Jungfrau den Deckel der Truhe aufhob und ein unübersehlicher Vorrath von funkelnagelneuen harten Silberthalern vor dem Schneider lag, da dachte der in seinen Gedanken: Wollte doch der Himmel, daß ich mir davon nach Gefallen einraffen dürfte! Und kaum gedacht, bekam er auch schon Erlaubniß hierzu.

Da war denn der Meister nicht faul und stopfte alle seine Taschen voll; wobei er sich nicht wenig ärgerte, daß die Früchte, mit denen er sich beladen hatte, schon den größten Theil des Raumes einnahmen, den er, weit vortheilhafter, mit Silber hätte anfüllen können. Gleichwohl scheute er sich, dieselben von sich zu thun und so zu zeigen, was er ungebührlicher Weise abgebrochen hatte.

Als nun seine Taschen schon übervoll waren, und er immer noch sich bemühte, Thaler hinein zu pfropfen, da sagte die Jungfrau: Mit Maße, mein Freund, damit wenigstens noch ein Plätzchen überbleibe.

Allein Meister Wipper versetzte mit Lachen: Wenn Ihr weiter keine Sorge habt, so laßt auch die. Gern will ich allen Raum in meinen Taschen Euern köstlichen Silbermünzen abtreten!

Nach Gefallen! sprach die Jungfrau, nur hüte Dich etwas von dem aus meinem Hause und Garten Genommenen wieder mit Vorsatz wegzuthun, oder zu verlieren. Denn die Erdgeister, die in diesen Räumen ärger als sonst wo schalten, legen dergleichen für Verachtung oder Vernachlässigung aus und könnten Dir leicht alles wieder abnehmen, ehe Du mein Gebiet verlassen hast. —

Hierauf führte sie ihn zu einer andern Truhe, vor der abermals schwarze, schnaubende Unthiere lagen, die jedoch, wie die ersten, flugs durch sie zahm und demüthig gemacht waren.

Aber wie erschrak Meister Wipper, als der Deckel aufging und eitel Goldmünzen ihm entgegen glänzten, auch die Jungfrau ihm dieselbe Erlaubniß, wie bei den silbernen, ertheilte. Der arme Schneider! Sein Lebelang hatte er das Gold nur dem Namen und Ansehn nach

gekannt, und vorhin gar nicht daran gedacht, am allerwenigsten aber, daß es für ihn gewachsen seyn könne. Nun hatte er doch die Warnung, sich mit Silber nicht allzusehr zu übernehmen, in den Wind geschlagen. Seine Taschen faßten durchaus nichts mehr; daher er denn, was er konnte, in die Fäuste nahm.

Gräme Dich nicht, sagte hierauf die Jungfrau, die seine Gedanken aus der Miene errathen mochte. Vielleicht können noch alle diese Schätze nächstens Dein werden.

Mein? rief der Schneider aus, und die Freude brachte ihn so zur Vergessenheit seiner selbst, daß er seinen Arm um den Leib der Gönnerin legte. Aber ein Hieb mit dem Schlangenschwanze und er schrie sogleich vor Schmerz laut auf, ließ auch die Goldstücke dazu aus der Hand fallen.

Da kribbelte und wibbelte auf Einmal ringsum alles von kleinen Erdgeistern, die mit den grimmigsten Geberden auf ihn zurannten, doch durch einen gebieterischen Wink der Jungfrau augenblicklich wieder davon gejagt wurden.

Sie gebot ihm hierauf die verlorenen Gold-

stücke sorgfältig zu sammeln, damit nicht in ihrer Abwesenheit die Kleinen ihre Gewalt doch noch an ihm auslassen möchten. Uebrigens fügte sie, indeß er den Befehl ausrichtete, hinzu, giebt es vielleicht ein Mittel für Dich, auch, gleich mir, dieses Gesindels Meister zu werden. Du mußt wissen, daß ich die Tochter eines gewaltigen Königs bin. Ein fremder Prinz warb um meine Hand, allein ich erfuhr, daß er andere Liebeshändel hatte, und mit Trug und List gegen die Weiber umging, daher schlug ich ihm alles rund ab. Zum Unglück aber ist er ein Zauberer, und da hat er mich hierher entführt und durch seine Verwünschung die untere Hälfte meines Leibes in ein abscheuliches Unthier umgewandelt. In dieser Gestalt soll ich Elende so lange verweilen, bis ich mich entschließe, ihm die Hand zu geben, oder bis ein reiner Junggeselle mich dreimal geküßt hat. Die Nacht nach dem Vollmonde stellt sich zu diesem Ende gewöhnlich ein Berg hinaus, dessen eiserne Thüre in mein Haus führt und jedesmal aufgeht, sobald ein Unverheiratheter sich ihr nahet. Ach, schon sind der jungen Leute

viel hier gewesen! Aber theils machten sie den Versuch, ohne dazu berechtigt zu seyn; theils haben sie sich davor warnen lassen. Denn solltest Du ebenfalls Lust zu Lösung meines Zaubers bezeigen, so muß ich Dir, wie jedem, voraussagen, daß wenn Du die Reinheit und Ehrlichkeit Deines Junggesellenstandes nicht gehörig in Obacht genommen hast, Du besser alle Versuche vermeiden magst, weil sie Dir dann nur große Ungelegenheit zuziehen könnten. — Dagegen verspreche ich Dir Hand und Herz falls damit alles seine Richtigkeit haben sollte. Von welch einem Stande Du seyn mögest, mein Purpur deckt alles Niedere auf immer zu, da ich die Erbin eines ungeheuern Reiches bin, und sogleich nach erfolgter Entzauberung Dich zu meinem Gemahl erheben werde.

Der Schneider war außer sich für Freude, denn schon war es ihm, als ob die Prinzessin mit allen ihren Kisten und Kasten und Kronen und Thronen sein eigen wäre. Er glaubte nämlich, die erforderliche Reinheit zu besitzen, machte auch sogleich Anstalt zum ersten Kusse.

Doch verbat er sich zuvor alle Einmischungen des Schlangenschweifes.

Besorge nichts, antwortete die Prinzessin. Was vorhin geschah, war Bestrafung des Vorwitzes. Jetzt aber, wo es ernste Dinge gilt, jetzt magst Du ganz getrost zum Werke schreiten und Dich nicht abschrecken lassen, wie viel Widriges Du auch während des Kusses an mir wahrnehmen solltest.

Hierauf neigte denn Meister Wipper in aller Demuth und Bescheidenheit seine Lippen nach ihrem Munde hinüber. Aber als ob die ganze Natur des untern, thierischen Theils ihres Leibes, plötzlich auch in den menschlichen obern Theil übergehe, so verzog sich bei dem Kusse das Gesicht der Prinzessin. Ihr Mund ging so weit auf, daß er sich gar nicht mehr ähnlich sah, und die Augen schossen Tigerblicke; dabei schlugen sich die Hände gleich Krallen in die Schultern des Küssenden, so daß dieser seine Zuflucht zu einem andächtigen Vater unser nahm, damit er wenigstens die Seele sichere, wenn es auch um seinen Leib geschehen seyn sollte.

Nach vollbrachtem Kusse war jedoch die Dame ganz das vorige liebenswürdige Wesen wieder. Sie freute sich eine Station bis zu ihrer Erlösung zurückgelegt zu haben, und äußerte nur noch mit Seufzen den Wunsch, daß die andern beiden ebenfalls bald und glücklich überstanden seyn möchten.

Meister Wipper, indem er jetzt die sanften, holden Züge ihres Gesichtes betrachtete, schalt sich nicht wenig wegen seiner Furchtsamkeit und machte hierauf zum zweiten Kusse alle Vorbereitungen.

Hatte sich aber schon das erste Mal der Geist des Ungeheuers auch über die menschliche Hälfte der Dame verbreitet, so war dies jetzt noch viel mehr der Fall. Die zwei Perlenreihen in ihrem Munde schienen dreimal so lang geworden zu seyn und fletschten über das ganze Gesicht herüber. Dazu rissen ihre Hände den armen, todtenbleichen Schneider dergestalt hin und her, als wäre er ein Pflaumenbaum gewesen, den ein Riese schütteln wollte, so daß er dasmal auch gar nicht wußte, ob der Kuß vorüber sei und er das Zeitliche bereits mit

dem Ewigen verwechselt habe, denn er fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Als er darauf wieder zu sich kam, ergötzte ihn zwar der Anblick des lieblichen Angesichtes auf's Neue. Aber der kaum überstandene Schreck zuckte noch allzu heftig durch seine Glieder und es fiel ihm die Ungelegenheit ein, mit der ihm die Dame gedroht hatte, wenn er ein Unwürdiger seyn sollte. Da dachte denn unser Schneider also: Beim ersten Kusse war es schon schlimm genug, beim zweiten kam ich durch den fürchterlichen Anblick ihres Rachens und der Wuth, mit der sie mich zusammenrüttelte, in Gedanken bereits um's Leben. Wenn nun ihre Wuth das dritte Mal wiederum steigt, was bleibt ihr dann noch übrig, als mich wirklich zu zerreißen? Da hätte sie denn wegen der Ungelegenheit wirklich recht gehabt; denn ungelegener könnte mir schwerlich etwas kommen, als ein so böser, schneller Tod!

Zugleich übersann er sein zeitheriges Leben noch einmal und jetzt fand er, daß das Erforderniß, ein reiner, ehrlicher Junggeselle zu seyn, verschiedene Auslegungen erleiden könne. Im

Fall man nämlich die Reinheit der Gesinnung in Anschlag brachte, so war es mit ihm nicht ganz richtig. Denn Hedchen hatte er das gegebene Wort wirklich nicht gehalten. Freilich bloß aus Furcht vor der Ordnungsliebe und den gewöhnlich sehr gerechten Vorwürfen des Mädchens. Die Sache blieb indessen immer, mochte der Grund auch seyn, welcher es wollte.

Zwar kränkte es ihn tief in der Seele, daß er das große Glück von der Hand lassen sollte. Aber besser ist doch besser! dachte er, sah die Prinzessin wehmüthig an und sagte: Ade, Allerschönste! Mit Eurer Ungelegenheit habt Ihr mir einen allzuargen Floh in's Ohr gesetzt.

Als er nun wirklich davon ging, so begann die Prinzessin zu weinen und zu wehklagen und sprach: Warum, Du loser Knecht, hast Du meine fürstlichen Lippen zwei Mal entweiht, wenn Du Dich zu schlecht fühltest, das große Werk auszuführen? Warum hast Du mich, die Dich so hoch zu erheben dachte, also tief erniedriget? Warum — —

Doch der Schneider aus Furcht, die Thränen und Vorwürfe der Schönen könnten ihn

wohl noch zum dritten Kusse verleiten, eilte so schnell hinweg, daß ihre letzte Frage gar nicht bis zu seinem Ohre drang.

Will froh seyn, sagte er, daß ich Taschen und Hände voll habe; will damit eine hübsche Einrichtung anfangen und Gesellen halten, die statt meiner arbeiten, und mir's auf der Welt recht wohl seyn lassen.

Kaum aber hatte er's ausgeredet, als auch schon um ihn herum ein erschreckliches Getümmel von kleinen, höchstens einer Spanne langen, Leutchen entstand, deren einer ihm ein Goldstück, das der Meister vorhin beim Wiederaufsammeln des Verlorenen übersehen hatte, vor Augen hielt, und ihn der Verachtung der unterirdischen Schätze zieh und deshalb zur Rede setzte.

Dagegen wollte denn Meister Wipper freilich vernünftige Vorstellungen machen. Allein diese gingen den Bürschchen zu einem Ohre hinein, zu dem andern wieder heraus. Sie bestanden darauf, daß er Baarschaft und alles aus dem Garten Genommene zurücklasse, und weil er sich hierzu nicht gutwillig verstehen wollte,

so arbeiteten sie sich von allen Seiten an ihm hinauf, als ob er eine Kletterstange gewesen wäre. Einige knippen ihn in die Waden, indeß andere nach Taschen und Schultern krochen und kratzten und stießen. Und wenn er einige abgeschüttelt hatte, so saßen gar bald noch einmal so viele an ihm und drückten und zwickten und krallten und hämmerten dermaßen auf den armen Kreuzträger los, daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Und je mehr er schrie, desto mehr von dem kleinen Geschmeiß rannte herbei, um an dem Spaße Theil zu nehmen. Sie waren von allen Ständen und Altern und ganz wie die Menschen auf der Oberwelt beschaffen, nur daß sie eine überaus kleine, zum Theil winzige, Statur hatten. Besonders peinigte ihn einer in ritterlicher Tracht, der auf seiner Nase ritt und dazu von beiden Seiten mit den Sporen einhieb, als ob er in Einem Tage bis an's Ende der Welt zu reisen gedächte. Mochte auch Meister Wipper schütteln so viel er wollte, das Kerlchen war sattelfest wie kein Anderer und schien Zeit seines Lebens diese Art zu reiten betrieben zu haben.

Der

Der Schneider, der seiner Angst kein Ziel mehr wußte, warf endlich in der höchsten Verzweiflung sämmtliche Goldstücke aus den Händen, leerte auch seine Taschen völlig.

Da ließen denn auf Einmal die kleinen Leute von ihm ab, machten große Kratzfüße, wünschten wohl zu leben und schlugen dazu ein so durchdringendes Gelächter auf, daß Meister Wipper es noch hörte, als er schon athemlos und erschöpft in die gewöhnliche Welt zurückgelangt war, wo der Mond der Sonne bereits Platz gemacht hatte.

Zu Hause bekam der Schneider einen harten Kampf mit dem Wirthe, der sich jedoch am Ende auf einige Wochen vertrösten ließ, weil er wohl einsah, daß aus dem Geräthe des Schuldners nur wenig oder nichts zu lösen seyn würde. Wovon aber die Zahlung dann machen; wovon bis dahin leben? In der Verzweiflung über die Pein durch die kleinen Leute, hatte er, nebst dem geschenkten Gelde, auch zugleich sein ganzes Bischen noch übriger, eigener Baarschaft weggeworfen. Dieser Verlust, verbunden mit den Merkmalen der ausgestandenen

Marter an seinem ganzen Körper und besonders an den von den Sporen aufgerissenen Backen überzeugte ihn auch, daß die Begebenheit kein bloßer Traum gewesen war, wofür er sie sonst wohl gehalten hätte.

Ach, wenn er seinen trostlosen Zustand bedachte, so verwünschte er's tausendmal, den dritten Kuß nicht gewagt zu haben. Traun, so rief er aus, jetzo möchte ich mich selber zerreißen von wegen des Hasenherzens, das mir zugefallen ist. Wollte doch Gott, daß ich niemals auf den Gedanken gerathen wäre, das trübselige Schneiderhandwerk zu erlernen! Denn zwischen Nadel, Scheere und Bügeleisen scheint der Fluch groß gewachsen zu seyn, der mir den Weg zu meinem Glücke vertreten hat. Ich konnte der Mann einer wunderschönen Fürstin werden! Und da steht der feige Schelm an, ein Leben daran zu wagen, das er entweder gar nicht mehr, oder doch nur in Schande, Elend und Kerker behaupten kann?

Der Gedanke machte den Meister ganz tiefsinnig und der nächste Vollmond war noch seine einzige Hoffnung, wo er sich ein Herz fassen,

den Berg wieder aufsuchen und den dritten Kuß zu Stande bringen wollte. Inzwischen sah er, wie er seinen Mund theils mit Borgen, theils bei Bekannten durchbrachte. Das Bild der schönen Prinzessin stand mit ihm auf und ging mit ihm zu Bette, bis endlich die Nacht anbrach, in der die leibhafte Prinzessin selbst an die Stelle des Bildes treten sollte.

Um ja nicht noch einmal unverrichteter Sache abzuziehen, predigte er seinem starkklopfenden Herzen ohne Aufhören von der Tugend des Muthes und dem Laster der Feigheit vor. Trotz dem aber rieselte ihm, als er ausging, um die Höhle aufzusuchen, ein ziemlich starker Schauer durch alle Glieder. Von den kleinen Leuten besorgte er zwar nichts, weil sie auch neulich, sogleich nach Empfange der unterirdischen Güter, ihrer Wege gegangen waren, desto fürchterlicher aber stellte er sich die Geberde der Prinzessin beim dritten Kusse vor. Er überwand jedoch alle Scheu und ging auf die ihm wohlbekannte Gegend grade zu.

Aber wer nicht da war, das war der Berg mit der eisernen Thüre. Nirgends entdeckte er

ihn, so daß er glauben mußte, die Prinzessin sei ihm völlig verloren und habe in der Verzweiflung über ihre trostlose, hülfsbedürftige Lage doch noch den Zauberer geheirathet, der ihr die Schlangenhälfte angehext hatte.

Meister Wipper stand jetzt wiederum auf dem Flecke, worauf er seit Kurzem schon verschiedentlich sich befunden. Eine benachbarte Buche streckte ihren stärksten Nebenast so tief zur Erde herab, als ob sie ihm zu einem bessern Leben den Arm reichen wolle. Wirklich hatte er auch bereits sein Schnupftuch zur Hand genommen und es um den Hals geschlungen, als sein banges Herz den Entschluß wie gewöhnlich entzweischlug.

Vielleicht war ihm dasmal unter andern auch der Umstand hinderlich, daß er in einiger Entfernung das Lachen der kleinen Leute zu vernehmen glaubte, worin er sie durch seinen Tod nicht bestärken wollte.

Ohne zu bedenken, daß dergleichen leichtfertiges Gesindel im Schlafe der Menschen oftmals den stärksten Einfluß auf diese äußert, legte er sich daher in's Gras nieder und gerieth

gar bald vor Ermüdung in ziemlich tiefen Schlummer. Da träumte ihm denn, daß die unterirdische Prinzessin, wer weiß durch welchen Zufall, statt des Schlangenschwanzes, vor der Hand vermuthlich nur erst zum Scheine, wieder Beine bekommen und aus Liebe zu ihm ihre Höhle verlassen habe, und sich in Hedchens Anzuge zeige, um ihm den dritten, gefürchteten Kuß zu erleichtern.

Obschon die Sache im Garten von Hedchens Aeltern vorfiel, auch das Mädchen der Prinzessin Züge nicht verläugnen konnte, bezeigte sie doch großen Unwillen, als der Meister sie bei ihrem vornehmen Namen nannte und sagte: Ich bin nichts mehr, als wofür ich mich ausgebe, und wer etwas anders in mir sieht, der mag mich mit seiner Anrede ungehudelt lassen.

Aha, dachte da der Schneider, vermuthlich will sie dich prüfen, ob du auch sie selber und nicht ihren hohen Stand allein liebest, und that daher von nun an ganz, als sei es Hedwig, vollbrachte den Kuß glücklich, und drang dann auf recht baldige Trauung.

Das größte Räthsel fand er darin, wie sie

grade an Hedchens Aeltern gekommen war, und daß diese sich die Sache so gutmüthig gefallen ließen und die Komödie so ohne Anstoß mitspielten, als ob die Prinzessin wirklich kein Mensch anders, als ihre Hedwig sei.

Das Hochzeitfest ging auch vor sich und Meister Wipper führte die Braut am Abend in seine geringe Wohnung. Am folgenden Morgen aber, als er erwachte, da sah er plötzlich alles verwandelt und die Prinzessin in Fürstenpracht neben sich, aus dem ebenfalls ein reicher Anzug einen ganz andern Menschen gemacht hatte. Die hohen, weithinlaufenden Wände glänzten von Gold und Elfenbein, und das erste Wort der Prinzessin war: Nun, Hänschen, bist Du mit mir zufrieden?

Die Antwort ward ihm jedoch durch das in demselben Augenblicke erfolgende Aufwachen erspart.

Nach so köstlicher Aussicht fand er sich unter der Buche, deren Leitung in ein besseres Leben er vorhin beinahe angenommen hätte, noch immer liegen, und seinen Zustand nur in so fern geändert, als immittelst der Morgen angebrochen war.

Der Traum war indessen dem Meister viel zu bedeutsam, um sich seiner sofort zu entschlagen. Wie manchem, so tröstete er sich, hat das Glück nicht schon im Traume den Weg gezeigt, worauf es ihn zu finden denkt, und einen Versuch ist der Wink schon werth.

Mit Hedchens Aeltern war er freilich zerfallen, so daß sie sicher große Augen machten, wenn er ihre Schwelle wieder betrat.

Meinetwegen! Hat der Traum nicht gelogen, so sind sie auf alles vorbereitet, sagte er, und ging graden Weges auf den ihm gar wohlbekannten Garten zu.

Durch ein Astloch in der Bretwand sah er sofort, daß sich alles nach Wunsche verhielt. Er sah die leibhafte Prinzessin in Hedwigs Anzuge vor einer Laube sitzen und stricken. Da ihm noch in frischem Andenken war, wie übel es ihm die hohe Person im Traume genommen hatte, als er sie nicht sogleich für Hedchen selbst hatte halten wollen, so nahm er sich vor, ihr diesen Verdruß im Wachen zu ersparen, ging hinein und sagte: Guten Morgen, schönes Hedchen! Alte Liebe rostet doch nicht, und ich komme

jetzt, Dich wegen des Vergangenen um Vergebung zu bitten.

So, versetzte das Mädchen, nun Du allerwärts herum gefragt hast und überall mit langer Nase abgezogen bist, nun soll Hedchen doch wieder gut genug seyn? Nein, mein Schöner, daraus kann nimmermehr etwas werden.

Ei, dachte Meister Wipper, die spielt ja Hedchen so ohne Anstoß, daß, kennte ich ihr Gesicht nicht allzugut, ich selber irre daran werden würde! Je fester er aber überzeugt war, die Prinzessin vor sich zu haben, desto leichter wurden ihm die süßen Worte, so daß auch das Mädchen, trotz der gegebenen abschlägigen Antwort, gar bald anderes Sinnes ward, ihn selbst bei den Alten einführte, und diesen vorschlug, der frühern Unbilden keine Erwähnung zu thun. —

Lange war Meister Wipper nicht so wohlgemuth zu Hause angekommen, als dasmal. Ade, du Dachstübchen, ade, du trauriger Schneidertisch! rief er aus. Endlich sehe ich mich doch am Ziel meiner Wünsche; endlich werden meine Hände einmal die verhaßten Nadeln und Scheeren entrathen können —

Um dieses Ziel noch mehr zu beschleunigen, ließ er auch gar nicht eher nach, als bis das Aufgebot in der Kirche geschah und alle andere Vorbereitungen getroffen wurden.

Hedwigs Aeltern schienen übrigens wirklich, so wenig als ihre Verwandten und Bekannten, zu wissen, daß sie ein ganz anderes Mädchen, als ihre Tochter vor sich hatten, die nach des Bräutigams Vermuthung unfehlbar durch Zauberkünste einstweilen aus dem Hause geführt worden war. Uebrigens nahm es Meister Wippern um so mehr Wunder, da die Prinzessin doch ganz anders als die Abwesende aussah. Im Betragen wußte sie sich übrigens der Schneiderstochter völlig gleich zu zeigen und hielt dem Bräutigam gar oft seinen Unfleiß vor, behauptend, daß er als ihr Ehemann ein ganz anderer Mensch werden müsse.

Freilich ein ganz anderer Mensch! pflegte er da lächelnd zu sagen, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo er bis dahin gekommen seyn würde. —

Bei der Hochzeit ging es für die Kräfte der Schneiderfamilie gar hoch her, und als Wipper

Abends mit der Braut in seiner Behausung anlangte, da freute er sich schon kindisch auf das Erwachen und die Verwandlung am folgenden Morgen. —

Desto größer war sein Erstaunen, als er, wie es schien, von einem Gelächter aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde, und zwar die Morgendämmerung aber auch Dachfenster und Schneidertisch, mit einem Worte: das ganze alte Elend um sich herum erblickte.

Das Gelächter schien sogar zuzunehmen und draußen vom Dache hereinzukommen. Sogleich sprang er aus dem Bette und nach dem Fenster. Allein ob er schon in den Worten: Prosit, Ew. fürstliche Gnaden! die ihm von draußen entgegenschollen, die Stimme des nämlichen kleinen Mannes, dessen Ritt auf seiner Nase ihm ewig in Andenken blieb, deutlich von den Uebrigen unterscheiden konnte, so gewahrte er doch nicht das Mindeste. Ohnstreitig waren die kleinen Leute in Nebelkappen, worin kein sterbliches Auge sie entdecken konnte, auf das Dach geklettert.

So lacht und schwatzt Euch meinetwegen satt! rief Meister Wipper, warf das Fenster

zu und legte sich wieder zu Bette, in der Meinung, daß das neckische Gesindel ihn zu früh aufgeweckt habe, und das glücklichere Erwachen schon noch folgen werde.

Allein kaum mochte er wieder eingeschlafen seyn, als ein heftiges Rütteln ihm durch den ganzen Körper fuhr. Nun, Siebenschläfer, so rief seine Frau ihm zu, der Festtag ist vorüber, jetzt wird es endlich Zeit zum Arbeiten!

Da raffte sich Meister Wipper jähnend auf und rieb sich die Augen immer mehr und mehr, und der Mund blieb ihm offen stehen und die Schlafmütze fiel ihm vor Schrecken aus der Hand, als aller Zweifel verschwunden war, daß er, statt der Prinzessin, Hedchen selber zur Frau bekommen hatte.

Jetzt begriff er das Lachen der Kobolde, das sich auf's Neue draußen vernehmen ließ, völlig. Erst hatten sie ihm den Traum zugeschickt, und dann auch im Wachen sein Auge so in der Bethörung gehalten, daß ihm Hedchen, die alle andere in ihrer wahren Gestalt sahen, fälschlich wie die verwünschte Prinzessin vorgekommen war.

Nun mußte er sich wohl in Alles ergeben, so sauer es ihm auch wurde. Für Arbeit hatte Hedchens Vater schon gesorgt und die Neuverehelichte ruhte und rastete nicht, bis er sich darüber hermachte und bis er nach und nach überhaupt die alte Arbeitsscheu ganz aufgegeben hatte.

Ein strenges Hausregiment führte sie freilich. Als Meister Wipper aber in der Folge einsah, daß er sich weit besser, als zuvor, dabei befand, und daß er ohne einen solchen Arzt schwerlich zur Ordnung hätte gebracht werden können, da vergab er's den kleinen Leuten recht gern, daß sie ihn mit der Prinzessin so zum Besten gehabt hatten, pflegte auch seine Frau am liebsten seine Hausehre zu nennen, weil durch sie wirklich ganz allein die Ehre seines Hauses und seines Lebens gerettet worden war.

Die Schuhe auf den Stangen.

Ein Schwank nach D. Martin Luther.

Als in der Höll' ein Satanas
Gähnend auf seinem Lehnstuhl saß,
Meint' er, es brächt' ihm wol Gewinn,
Thät' er einmal die Welt durchziehn;
Könnt' Einem den Weg zum Himmel verhegen,
Dem Andern ein Ei in die Wirthschaft legen.
So fuhr er durch das Höllenthor
Zum schönen Sonnenlicht empor.
Und wie er aus der Erd' gestiegen,
Sah' er eine Stadt groß vor sich liegen,
Da ging viel Volks Thor aus Thor ein,
Satanas denkt: ich muß auch hinein!
Streicht sich sein Horn dicht an den Schopf,
Lockt sich darüber den Tituskopf,
Dehnt seine Hosen weit und lang,
Daß niemand den Teufel merkt' am Gang.
Und weil ihn die Höllenglut schwärzlich gemacht,
Gilt er für fremd und wird hoch geacht't.
Am Thor war eine Kirch zu schaun,
Darein sich drängen Männer und Fraun,

Satanas mischt sich unter die Leut,
Fragt, was das Drängen zur Kirch bedeut'?
Der Kirchner ihm höflich nun vermeld't:
Das bedeut' einen großen Sieg im Feld,
Und weil das Volk dran zweiflen wollen,
Sei das Te Deum anbefohlen.
Der Teufel lacht, tritt näher herbei,
Fühlt vor der Kirch nicht mehr viel Scheu.
Da sieht er Zettel angeschlagen,
Läßt sich auch die Bedeutung sagen,
Und vernimmt, daß Justiz und Polizei
Ueber das Recht noch sehr in Zweifel sei,
Drum dürfe keiner im Recht prakticiren,
Er könne denn Schwarz zu Weiß disputiren,
Und worüber einer zu streiten gedenkt,
Das werd' an die Kirchenthür angehenkt.
Lucifer freut sich über die Worte,
Lehnt sich nun gar an die Kirchenpforte.
Da kommt ein Wagen hergerannt,
Schöngemalt, mit sechs Pferden bespannt,
Wie der ist vor die Kirch gefahren,
Springen herunter Heiducken, Husaren,
Jäger, Lakaien, ein ganzer Hauf,
Reißen den Schlag dienstfertig auf;

Der

Der Küster treibt das Volk zum Weichen,
Daß der Herr bequem heraus kann steigen,
Der nickt gnädig, läßt sich's gefallen,
Und bekommt den obersten Platz von Allen.
Satan fragt, wie der Mann genannt?
Hört: es sei ein Finanzer und Lieferant,
Der sich der Kriegesnoth angenommen,
Wegen vieles Verdienstes sechs Orden bekommen.
Satan denkt: darf der in die Kirchen gehn,
Brauch' ich eben nicht hier außen zu stehn;
Geht hinein und siehet nun rings umher
Hinter Männern und Fraun kleine Lucifer,
Die heißen die Hübschen und Jungen sponsiren,
Die Alten und Scheußlichen medisiren
Und winken und zeigens dem Urian,
Was jeder vor köstliche Fänge gethan.
In Einem Stuhl nur sitzen zwei
Wie Mann und Weib, und kein Teufel dabei.
Satanas schilt seine Leute deswegen,
Will selbst zum Verführen die Hand anlegen,
Kommt als ein Wildfang hergebraust,
Wirft Dukaten und Thaler aus voller Faust,
Giebt Bälle, Bankette dem schönen Weib
Täglich zu Lust und Zeitvertreib.

Bringt ihm das Alles doch wenig Frucht,
Sie bleibt zu Haus in Lieb' und Zucht.
Den Mann nun wählt er sich zum Ziel,
Läßt ihn schauen das hohe Spiel
Um Volk und Länder, um Leben und Ehr,
Meint, es könn' ihm fehlen nimmermehr;
Doch Jener lieber im Hause blieb,
Bei dem treuen Weiblein, und hatt' es lieb.
Satanas ärgert sich schwarz darum,
Läuft wie besessen im Feld herum.
Endlich ein altes Weib er fand,
Scheußlich von G'sicht, ganz grau von G'wand.
Und wie er kommt zu ihr heran,
Fragt sie, womit sie dienen kann?
Weil sie nun wieder und wieder fragt,
Satanas seine Noth ihr klagt.
Die Alte spricht: Ist's das allein,
Da mußt du kein rechter Teufel seyn;
Zwei Liebesleute zusammen zu hetzen,
Braucht man sich nicht außer Athem zu setzen,
Heut herzt noch jedes seinen Schatz,
Morgen sind beide wie Hund und Katz.
Satanas freut sich, wie sie das spricht,
Streichelt der Alten das Herengesicht,

Küßt Stirn und Backen ihr roth wie Mennig,
Verheißt ihr dazu einen goldnen Pfennig,
Brächt' sie das Liebespaar in Haß.
Die schimpft: du filziger Satanas,
Um so einen Bettel und Kleinigkeit
Ist dir keine Frau zu dienen bereit,
Zwar thu ich's nur mich zu amüsiren,
Doch du sollst nichts dabei profitiren,
Versprich mir ein paar rothe Schuh!
Satanas lacht, und sagt ihr den Handel zu.
Die Alte nun zum Weiblein geht,
Fragt, wie's um Haus und Wirthschaft steht,
Findet überall, was nichts taugt,
Vermißt viel, was man nothwendig braucht,
Ohn' was zu Rom und zu Pareis
Keine Frau von Welt zu leben weiß.
Die Männer, spricht sie, sind zu genau,
Denken nicht an die Lust der Frau,
Der Eine lebt selbst gern in Saus und Braus
Und die Frau sitzt einsam und hütet das Haus,
Ein Andrer denkt nur, wie er spare,
Und die Frau verliert die besten Jahre.
Wie die Alte dem Weiblein den Kopf erhitzt,
Geht sie zum Mann, der in der Arbeit sitzt.

Spricht: ach, ihr armer geplagter Mann,
Wie strengt ihr doch Kopf und Hände an!
Kasteiet sogar den eignen Leib,
Spart euch alles ab für das liebe Weib.
Nun, wenn's die Frau nur recht erkennt,
Zufrieden ist, und nichts verschwendt,
Wie die Weiber es jetzt gar öfters machen,
Brauchen immer die theuersten Sachen,
Putzen sich schönstens für den Galan
Und die Rechnung bezahlt der liebe Mann.
Ich sage das nicht von euch, bewahre!
Eine gute Frau ist aber eine Rare.

Der Mann mit halbem Ohr erst horcht,
Endlich macht ihn doch die Rede besorgt,
Denkt, er will auf sein Liebchen achten,
Ob sie nach eitlem Prunk wird trachten,
Arbeitet dann noch bis Abends spät,
Und nun vergnügt zur Liebsten geht.
Wie er sie da zum Gruß will herzen,
Mag sie nicht freundlich mit ihm scherzen,
Hängt den Kopf nieder, wie ein Aglei,
Erzählt, daß sie unwohl geworden sei.
Die Luft wär' jetzt gar kühl und feucht,
Der Anzug zum Frühjahr etwas zu leicht,

Man trage wol Tücher, groß, wie ein Mantel,
Doch so etwas wär' ein theurer Handel.
Der Mann zu solchen Worten nichts sagt,
Der Abend beiden nicht wohl behagt.
Am andern Morgen denkt der Mann:
Ich hab' meinem Lieb zu viel gethan.
Ein Weib, das also jung und schön,
Mag sich gern geputzt und bewundert sehn.
So geht er hin, kauft ihr ein Tuch,
Wie man's damals nach der Mode trug,
Heißt 's den Burschen tragen zu dem Schneider,
Der soll es packen bei andre Kleider,
Daß sein Lieb den Anzug fänd' bereit,
Sich um so mehr darüber freut.
Die Alte nun schnell zu dem Weiblein lauft,
Erzählt, wie der Mann ein Tuch gekauft,
Es hernach der Schneiderstochter geschenkt,
An die er sein Herz in Buhlschaft gehenkt.
Das arme tolle Närrchen glaubt,
Was der alte scheußliche Sack da schnaubt,
Befolgt den Rath, will auf der Gassen
Von einem Gecken sich führen lassen,
Daß der Mann selbst vor Aerger schau,
Wie Gleiches mit Gleichem vergilt die Frau.

Wie der Mann das sieht, wird er ergrimmt,
Von seinem Lieb zornig Abschied nimmt,
Können sich Beide forthin nicht leiden,
In bittrem Haß von einander scheiden.

Das alte Weib kommt nun herbei,
Fordert ihre Schuh mit lautem Geschrei,
Da streckt Satan durch das Höllenthor
Zwei meilenlange Stangen hervor,
Auf jeder ein Schuh ganz feuerroth,
Und dazu der Alten dies entbot:
Nimm deinen Lohn von den Stangen da,
Doch meiner Hölle komm nicht zu nah!
Du triebst wol selber den Teufel fort,
Verweilt' er mit dir an Einem Ort,
Denn was dem Satanas nicht gelingt,
Kecklich ein scheußliches Weib vollbringt.

Der ausgedacht hat diesen Schwank,
Dem wissens die guten Frauen Dank,
Denn, wie die Männer hier auf Erden,
Nicht so gut, noch so schlimm als die Geister werden,
So ist's auch eben in der Welt,
Nur umgekehrt, mit den Fraun bestellt:
Die Guten viel besser als Engelein,
Die Bösen ärger als Teufel seyn.

Legende.

Der große Karl, der saß einmal,
Zu Worms in seines Thrones Saal
Und zwischen Grafen und Herren stand,
Dicht vor dem Throne, Herr Taland.

„Herr Taland, lieber Bruder mein,
„Ich muß in's Sachsenreich hinein,
„Muß dort, das heilige Kreuz zu rächen,
„Der falschen Götter Altar zerbrechen.

„Und bis ich solches Werk beendt,
„Führt ihr allhie das Regiment,
„Damit — Gott gebe das in Gnade! —
„Kein Unheil meinen Landen schade.

„Daneben seid mit guter Wacht
„Auf mein Gemahl und Kind bedacht,
„Denn diese Lieben sind mir eben
„Das beste Theil von meinem Leben.

Als Hildegardis nun von fern
Fortziehn sah den Gemahl und Herrn,
Und fast ihr Aug' in Thränen brach,
Trat zu ihr Herr Taland und sprach:

„O Dame, wie ich keine sah,
„Was geht mir dein Geschick so nah!
„Drum sage, was zu dieser Frist
„Ein Trost in deinen Nöthen ist?

„Ich schafft' ihn dir, auch noch so fern,
„Und wär's vom Firmament ein Stern,
„Und wär's mein armes Leben gar,
„Ob deiner Ruh gäb' ich's fürwahr."

„„Was hätte mit dem Leben dein,
„„Herr Taland, wohl mein Trost gemein?
„„Mein einziger Trost, mein einziger Stern
„„Zog fort mit dem Gemahl und Herrn.""

Als sie nun nimmer nicht vergißt,
Daß der Gemahl beim Feinde ist,
Und Herr Taland mit List und Mühen
Sie strebet von ihm abzuziehen;

Als nun, die Frau so tugendlich,
Herr Taland überall beschlich,
Und ihres Herzens fromme Huld
Verkehren wollt' in arge Schuld;

Da lud die Treue ihn zum Schein
In ein geheim Kloset hinein,
Entschlüpfte drauf und hielt den Bangen
An diesem dunkeln Ort gefangen.

Doch kaum erschallt der Kunde Ton,
Der Sieger kehrt nach seinem Thron,
So läßt, vor Freude mild und groß,
Die Königin den Argen los.

Und als er so der Haft entrann,
Und drauf das freie Feld gewann,
Eilt er unter wilden Herzensschlägen
Alsbald dem verrathenen Bruder entgegen.

„Mein Herr und König, ach verzeiht,
„Wenn ich statt Wonn' euch bringe Leid,
„Wenn jetzt das Unheil aus meinem Munde
„Vergiftet des Sieges süße Kunde.“

„„So sprecht, Herr Taland, doch sogleich,
„„Welch Unfall traf mein armes Reich,
„„Oder wohl gar mein liebes Gemahl,
„„Oder mein Kind, oder alle zumal?““

„Nicht Reich, noch Kind! Zu dieser Stund
„Ist beides, Herr, stark und gesund,
„Aber, o dürft' ich doch nimmer sprechen,
„Von dem verruchten, schwarzen Verbrechen!“

Schon wacht des Königs ganzer Grimm:
„„Sprich, Unglücksbote!““ zürnt er ihm,
Und was auch Talands Gewissen sagt,
Die schuldlose Gattin wird angeklagt:

„Sie habe verletzt der Treue Band,
„Gesündigt frech an König und Land,
„Und daß kein Hüter ihr Aug bewache,
„Verschlossen Herrn Taland im finstern Gemache.“

Und Karl befiehlt in Zorn entbrannt:
„„Die Buhlerin, sie sei verbannt,
„„Und daß ihr Blick ferner dem Frevel nicht tauge,
„„So raubt auf immer das Licht ihrem Auge!““

Wie drauf Herr Karl auf seinem Schloß
Erscheint, da ist die Lust nicht groß,
Denn Hildegardis Mißgeschick
Betrübet jeden guten Blick.

Noch fühlen all' ihr herbes Leiden
Als sie vom Kinde mußte scheiden,
Und durch den Spruch, den Karl gefällt,
Hinausziehn in die fremde Welt. —

Inzwischen wankt in düsterm Sinn
Die tiefgebeugte Königin,
Das Herz beim Kind und dem Gemahl,
Der Gränze zu und neuer Qual.

Die niedern Knechte, ihr Geleit,
Gedenken jetzt in Traurigkeit,
Zum ersten Mal, daß um zu enden,
Sie ihr die Augen sollen blenden.

„O Gott, ruft ihre Dienerin,
„So richtest du die Tugend hin!“
Doch jene zürnt: „„Mit Gott kein Rechten!““
Und wendet mild sich zu den Knechten:

„„So nehmt denn dieses Auges Licht,
„„Seitdem das Liebste mir gebricht,
„„Erregt die Erde mir nur Schmerzen,
„„Den Himmel schau' ich mit dem Herzen!““

Allein das Auge, wie verklärt,
Das nach den Knechten hin sich kehrt,
Macht, daß das Herz der Harten zagt,
Und keiner sie zu blenden wagt.

„Lebt wohl, Frau Königin, wir gehn,
„Mag auch, was will, mit uns geschehn;
„Das hohe Licht des Himmels spricht
„Aus Euerm Blick, die Erde nicht.“

„„Sieh Gottes wundervolle Hand!““
Sagt sie, zur Dienerin gewandt,
Und nimmt vereint mit ihr den Pfad
Gen Rom nun hin, der heiligen Stadt.

Doch Karln, dem König, fehlt die Ruh
Und Herrn Talando auch dazu.
Ja, dieser Arge büßt den Schein
Der Augen nun von selber ein.

Umsonst ist aller Aerzte Fleiß.
Da zieht er, wie auf Gott's Geheiß,
Zu baden in des Segens Strom
Mit seinem Bruder Karl gen Rom.

Und siehe da, kaum sind sie hier,
So tritt die hohe Frau herfür,
Berührt den Blinden und sogleich
Umfängt ihn neu des Lichtes Reich.

Und vor ihr nieder sinkt Taland,
Und spricht: „So hat's der Herr gewandt!"
Bekennt freiwillig seine Schuld
Und fleht um Hildegardis Huld.

„„Das gilt dein Leben, arger Knecht!""
Ruft Karl; doch Gnad' ergeht für Recht,
Auf Hildegardis frommes Flehn
Darf er nur aus dem Reiche gehn.

Drauf durch des heil'gen Vaters Mund
Fleußt neuer Segen auf den Bund
Des hohen Paars, zu Gottes Ehr,
Den scheidet forthin keiner mehr!

Und zum Gedächtniß der Geschicht
Hat Hildegardis aufgericht't
Ein Kloster, welches hoch erhöht, *)
Zu Kempten diesen Tag noch steht.

*) Campidona sola judicat ense, stola.

Das silberne Fräulein.

Okuli,

da kommen sie!

— rief der Oberforstmeister Huwald zur Thür herein — Rüstig! Brüderchen, mach' dich auf, das soll ein Fest werden!

Hast Du Briefe? — fuhr der Landrath Thalheim von seinem Armsessel auf — ist's gewiß?

Briefe? — fiel Jener mit lautem Lachen ein — das muß man Dir lassen, Du alter Diplomatiker hältst auf Ordnung. Der Sohn soll Dir wenigstens alle Wochen einmal aus dem Felde schreiben, und auch die Schnepfen notificiren Dir schriftlich ihre Ankunft. Weißt Du nicht, daß heut' Okuli ist? Okuli, da . .

Mit Deinen dummen Schnepfen! — unterbrach der Landrath verdrießlich.

Dumm? meine Schnepfen? — schalt der Oberforstmeister — das sollst Du mir abbit-

ten, Herr Bruder. Jetzt mach' fort! komm! sie ziehen, Du sollst Deine Lust sehen.

Mir ist's nicht wie Schnepfen und Jagd — sagte der Landrath — da, sieh die Jammergesichter um mich her. Drei Wochen sind es, daß uns alle Nachrichten fehlen.

Und doch hört man von so bedeutenden Schlachten — setzte die Landräthin hinzu — Kann man da so ruhig bleiben?

Als ob ein Officier nichts mehr zu thun hätte — entgegnete der Oberforstmeister — als sich hinzusetzen, und an Vater und Mutter, oder an Braut und Schwester zu schreiben! Als ob Briefe, die durch Armeen gehen, nicht verloren werden könnten, oder aufgefangen!

Ach, das sind schwache Tröstungen — klagte Julie — Sollte denn nicht so viel Zeit bleiben, auf ein armes Blättchen Papier die zwei Worte zu schreiben: ich lebe noch und denke Eurer? — Nein! ein Mann liebt nicht, wie ....

Wie eine junge Braut! — fiel der Oberforstmeister ein — Nicht wahr, Töchterchen? Nun, mein Fritz soll sich hoffentlich bei

Dir rechtfertigen, oder ich vergesse, daß ich sein Vater bin, und liebe Dich selbst.

Wie Du nur so scherzen kannst — sagte der Landrath halb unwillig — Du hast selbst den einzigen Sohn im Felde, und bleibst ruhig, wenn alle Umstände sich vereinigen, uns mit den traurigsten Ahndungen zu erfüllen.

Ahndungen? — wiederholte der Oberforstmeister etwas ernst — was für Ahndungen?

Thalheim bezog sich wieder auf die ausgebliebenen Nachrichten, allein der Oberforstmeister merkte wol, daß nicht diese allein die ungewöhnliche Unruhe in der Familie hervorbrachten.

Nach einigem Hin- und Herreden erzählte der Landrath folgendes:

Du weißt — sprach er — daß Dein Fritz beim Abschiede meiner Tochter seinen Liebling-hund zurücklies, die Bianka. Das niedliche Thierchen war sonst schon manche Nacht bei uns geblieben, und Julie hatte oft ihre Freude, wenn er wol Stundenlang zuvor, eh' Dein Sohn kam, seine Nähe merkte, er wurde dann unruhig, kratzte an den Thüren, und wollte seinem

Herrn entgegen. Sie wartete und pflegte ihn denn auch auf's Beste und das Thier gewöhnte sich an sie, wie früher an seinen Herrn. Seit einigen Tagen aber wird der Hund ganz tiefsinnig, geht mit eingezogenem Schwanze herum, hat nirgends Ruhe, seufzt, stöhnt und fängt endlich an ganz kläglich zu heulen, so, daß wir ihn in ein Behältniß auf dem Hofe einsperren mußten. Heut' Morgen, wie der Jäger nachsehn will, hat das Thier ganz wüthend alles zerbissen und sich unter der Thür durch gearbeitet. Er mußte sich selbst bei dem heftigen Scharren verwundet haben, denn der Boden war überall voll Blutflecke. Ich habe gleich Leute nach ihm ausgeschickt, damit er keinen Schaden thun kann; aber meine Tochter findet nun darin ein Anzeichen, und glaubt, dem Herrn des Thiers müsse ein Unglück begegnet seyn, was der Hund durch sein Geheul angezeigt habe.

Warum nicht gar! — fuhr der Oberforstmeister etwas heftig auf — das treue Thier hat sich nach seinem Herrn gesehnt. Aber so macht Ihr's mit Menschen und Vieh. Wird einer von einem starken Gefühl ergriffen, das

Ihr nicht begreift, gleich soll es bei ihm rappeln. Im Freien wird's der Bianka schon besser werden, glaub' meinem Wort, und laß mir sie nicht etwa erschießen!

Ach, das ist auch nicht Alles — sagte Julie — Alle Nächte quälen mich die ängstlichsten Träume. Ich sehe meinen Fritz immer mit meinem Bruder zusammen, und Beide niemals in ihrer Uniform, sondern als Jäger gekleidet, und frisch geschossenes Wild in ihren Händen. Das bedeutet Blut und gefährliche Verwundung.

Der Oberforstmeister wollte über die Traumdeutungen lachen, aber die Stimmung der Familie war zu ernst und trübe, und Juliens glänzende Augen drängten jeden Scherz zurück.

Liebes Kind — sagte er freundlich ernst zu dem weinenden Mädchen — ich habe gewiß am wenigsten Ursache das Bedeutsame der Träume zu läugnen, oder gar zu verlachen. Ein Traum ist es gewesen, der meinem ganzen Leben Richtung und Gehalt gegeben hat. Gott weiß, was ich ohne diesen Traum wär'. Deine Träume können eben so wol ihre Bedeutung haben, aber

muß denn grade ein gewöhnliches Traumbuch Ausleger Deiner Träume seyn? Ich spreche im Ernst, mein Kind. Du bist Braut, bist von Deinem Geliebten entfernt, zugleich voll Sehnsucht und Bekümmerniß um ihn. Dies Alles sind Dinge, die Deinen Geist aufregen, und auch Deine Phantasie anders als gewöhnlich bewegen. Kannst Du denn jetzt erwarten, daß Dein Traum die gewöhnliche Sprache ruhiger Zeiten mit Dir sprechen werde, wenn Du auch wirklich an eine solche Traumsprache glaubst? Jetzt verletzet Dich ein gutgemeinter Scherz von Deinen Freunden, meinst Du denn, daß zur Zeit solcher Gefühle Dein Traum mit den gewöhnlichen ironischen Späßen der Traumsprache Dich verletzen werde?

Sie trösten mich recht gütig — sagte Julie — Wär' doch nur so viel Ernst und Ueberzeugung, als Güte in Ihrem Trost!

Ich sage Dir ja — fuhr der Oberforstmeister fort — daß ich durch mein eignes Schicksal mehr als Manche, und wol viel Andre berechtigt bin, über Traum und Traumdeutung und überhaupt über die geheimnißvolle Einwir-

kung der sogenannten Geisterwelt zu sprechen. Vielleicht wär' ich auch selbst jetzt weniger unbekümmert um unsre Abwesende, wär' ich nicht durch einen Traum über ihr Schicksal beruhigt.

Also doch bloß durch einen Traum! — wiederholte Julie.

Wunderliches Mädchen — entgegnete Jener — Beunruhigende Kraft willst Du Deinen Träumen einräumen, aber in ihnen Beruhigung zu finden, scheint Dir nicht schicklich! Nun ich sehe wol, wir schießen heute keine Schnepfen, und zu Haus mag ich auch nicht wieder reiten. Wollt ihr mir heut' ein Abendbrot vorsetzen, so erzähl' ich Euch zu Eurer Beruhigung meine Lebensgeschichte, die mit einem sehr angenehm erfüllten Traum anfängt.

Das Erbieten des alten Freundes, von dessen Leben und Schicksalen manches Wunderbare und Seltsame verlautet hatte, war Allen höchst willkommen. Man machte es ihm und sich selbst möglichst bequem, er schickte seinen Jäger mit Aufträgen zurück und der Theetisch vereinigte nun Erzähler und Zuhörer in einen freundlichen, vertraulichen Kreis.

Mein Vater — begann der Oberforstmeister — besaß keine Reichthümer, aber doch so viel Vermögen, daß ihm und mir, seinem einzigen Sohne, ein sorgenfreies Leben gesichert war. Dabei hütete er sich vor jeder Verschwendung, und wenn seine Sparsamkeit meinen jugendlichen Meinungen nicht recht einleuchten wollte, sagte er ganz trocken: „Mir ist Unabhängigkeit lieber, als jedes andre Gut, und um unabhängig zu bleiben, muß man das Seinige zusammenhalten. Ein altes Sprichwort sagt: Besser Neider, als Mitleider.“ Wir blieben hierüber bis an seinen Tod verschiedener Meinung. Ich hielt mich an das öffentliche Urtheil, das meinen Vater zu einem Krösus machte, und in dieser Voraussetzung fanden sich Freunde in Menge, die mir gern mit dem ihrigen beistanden, wenn die Zahlungen meines Vaters meinen Wünschen so wenig genügten, als den ihrigen. Ich hätte den Aufenthalt auf der Universität, wo ich ganz überglücklich lebte, gern verlängert, aber die Nachricht von meines Vaters plötzlichem Ableben rief mich nach Haus.

Ich hatte meinen Vater bei aller seiner Genauigkeit doch herzlich geliebt, und sein Tod schmerzte mich innig und weit tiefer, als die Aussicht auf die nun mein gewordenen Reichthümer mich erfreuen konnte. Ich verschob es von einem Tage zum andern, seine Papiere durchzusehen und mich von der Größe der Verlassenschaft zu unterrichten. Endlich mußt' ich doch an das Werk gehen, das für mich einen sehr unerwarteten Ausgang nahm. Die Durchsicht der Papiere war bald geendet, und ich fand, daß die in der Einbildungskraft so reiche Verlassenschaft in der Wirklichkeit kaum hinreichte, meine Gläubiger zufrieden zu stellen. Ich hatte oft gehört, daß die guten Freunde in dergleichen Fällen gewöhnlich zu bösen Feinden werden, aber so ein allgemeiner Satz hat eine ganz andre Gestalt, wenn man ihn hört oder lieset, als wenn man ihn selbst erfährt und erlebt. Dieses letzte war jetzt bei mir der Fall. Meine guten Freunde zuckten die Achseln, meinten, das hätte man doch nicht erwarten sollen, man habe sich doch wol in pekuniärer Hinsicht über den Seligen getäuscht, ich hätte

vorsichtiger seyn, und nicht auf bloße Vermuthungen meine Erwartungen gründen sollen, und was dergleichen Weisheitlehren mehr waren, die man wohlfeil von der Welt bekommt, wenn man die Veranlassung dazu erst theuer genug bezahlt hat. Wie oft fiel mir da meines Vaters wahres Wort ein: Besser Neider, als Mitleider! Indessen, es war nicht zu ändern. Meine kleine Erbschaft wanderte in die Hände meiner Gläubiger, die mir bewiesen, wenn ich etwas behielt, so verlören sie, was ich ihnen doch nicht zumuthen könne. Mein erster Entschluß war, irgend eine Anstellung zu suchen, aber die Unabhängigkeitsucht meines Vaters hatte ihm Feinde, und meine Verschwendung mir keine wohlwollenden Freunde gemacht. Man wies mich ab, oder gab mir leere Versprechungen. So war ich auf dem Wege russische Kriegsdienste zu suchen, um weit von meinem Vaterlande meine Beschämung zu verbergen.

In meinem ersten Nachtquartier hatte ich einen Traum, der, wie ich schon erwähnte, entscheidend für mein Schicksal ward.

Ich sah mich in den blühenden Anlagen

eines sehr schönen Parks, den ich niemals im Wachen, sehr oft aber in Träumen gesehen zu haben, mich erinnerte. Damals waren überhaupt die sogenannten englischen Gartenanlagen in Deutschland noch etwas sehr seltenes. Hinter den herrlichsten Blumen und Blütenbüschen sah man das niedrige Moosdach einer kleinen Einsiedelei, von den rothen Stralen der untergehenden Sonne durch die schwankenden Zweige beleuchtet. Indem ich die Blumen betrachte, und mich besonders an einer blendend weißen, sehr gefüllten Rose, wie ich noch niemals eine zuvor sah, erfreue, öffnet sich die Thüre der Einsiedelei, und ein Mädchen tritt heraus — nun, von mir alten Siebenziger müßt Ihr keine Beschreibung von einem schönen Mädchen erwarten, kurz, ich stand im Traume wie angezaubert, und wußte nicht, war die Einsiedelei ein Gartenhaus oder eine Vorhalle des Himmels, wo eben ein Engel heraustrat. Zum Glück faßte sie eine Gießkanne, die am Wege stand, und ging, ihre Blumen zu begießen, woraus ich denn schloß, daß ich eine Erdentochter vor mir sah, aber auch die schönste, die jemals unter

Blumen gewandelt hat. Sie trug ein schneeweißes Gewand, das aber ganz seltsam mit silbernen Sternen durchwebt war, als wollt' es damit auf eine andre, als die Wohnung auf Erden hindeuten. J tzt ging sie bei mir vorüber, und nickte mir freundlich zu, aber in der Freude über den lieben Engelsgruß erwacht' ich.

Ich hatte niemals auf Träume etwas gehalten; dieser Traum aber war gar so schön und das himmlische Bild wich lange nach dem Erwachen nicht von meinen Augen. Indessen mußte ich an die Fortsetzung meiner Reise denken. Wie ich nun in der Gaststube noch mein Frühstück verzehre, hör' ich ein paar Fremde ganz entzückt von der herrlichen Rosa unika sprechen, welche in dem Bentheimischen Garten blühen soll. Ich war von jeher ein Blumenfreund gewesen, und jetzt um so neugieriger, die mir noch unbekannte Wunderrose zu sehen, da mir] bei ihrer Beschreibung die weiße Blume meines Traumes einfiel. Man wies mich auf ein nicht allzuweit entlegenes Dorf. Hier fand ich einen prächtigen Garten, und was mich überraschte, einen großen Theil in dem, damals

neuen, sogenannt englischen Geschmack angelegt. Ich war entzückt von dem herrlichen Wechsel der Naturschönheiten, die sich bald in wilden Felsenmassen des Gebirges, bald in den anmuthigsten Blumenstücken und Wasseransichten des reizend gelegenen Thales darstellten, und ich hatte über die Menge seltener Blumen und Gewächse, die der Gärtner gern dem Bewundernden zeigte, fast meine Rosa unika vergessen, als dieser in einen Seitengang einlenkte. Hier muß ich — sprach er — Ihnen noch vor Sonnenuntergang die schöne Unika zeigen, die zum erstenmal bei uns blüht. Ich folgte ihm, und auf einmal sah ich mich in der wohlbekannten Gartenanlage meiner Träume. Die weiße Rose blüht vor mir. Seitwärts hinter blühenden Büschen hebt sich im rothen Abendlicht das Moosdach der Einsiedelei, und jetzt — die Thür öffnet sich, die himmlische Gestalt tritt heraus, schön und schöner noch als in meinem Traume, schneeweis gekleidet, nichts fehlte, als die silbernen Sterne am Gewande meines Traumbildes. Sie ergreift die Gießkanne und tränkt die Blumen auf ihrem Wege. Da raunt mir der

Gärtner zu: das Fräulein! Wir wollen sie nicht stören, sie ist Abends gern allein hier. Indem ich mit meinem Führer mich umwende, wird sie mich gewahr, eine Purpurröthe überfliegt ihr Gesicht und mit demselben himmlisch freundlichen Gruß, der im Traume mich entzückt hatte, verschwindet sie aus meinen Augen.

Wer auch Träume für nichts hält, als für leere Bilder, wird doch zugestehn müssen, daß ein so pünktliches Wiederholen des Traumes durch die Wirklichkeit höchst selten war, und meine Aufmerksamkeit erregen mußte. Mir schien ein näheres Verhältniß zwischen mir und dem schönen Fräulein durch den Traum angedeutet, und mein Wunsch schweifte schon aus dem dunklen Gebiet der Sehnsucht in das helle Land der Hoffnung über.

Von meinem Begleiter hörte ich nun, das schöne Fräulein hieße Adelheid und sei die Tochter des Baron Bentheim, dem das Schloß nebst der ganzen weitläuftigen Herrschaft gehöre. Der Garten in seinen schönsten Anlagen sei fast ganz ein Werk des Fräuleins, und ihr Bruder, welcher Major in preußischen Diensten

sten und jetzt im Felde sei, schicke ihr von Zeit zu Zeit die schönsten und seltensten Gewächse. Ueberhaupt war der Gärtner unerschöpflich in ihrem Lobe. So schön sie auch sei, sagte er, so vergesse man doch selbst ihre Schönheit über der himmlischen Güte ihres Herzens. Vor kurzem habe sich ein sehr vornehmer General um ihre Hand beworben und das Fräulein habe auch ihrem Vater zu Liebe ihr Jawort gegeben, allein gleich nach der Verlobung sei alles durch einen seltsamen Zufall wieder zerstört worden. Der Bräutigam habe sein Wort zurückgenommen, darüber sich mit den Vater seiner Braut veruneinigt und ihn zum Zweikampf gefordert, sei aber kurz vor dem angesetzten Tage plötzlich gestorben.

Ich war neugierig den Grund dieses seltsamen Ereignisses zu hören, und der Gärtner erzählte mir nach einigen geheimnißvollen Weigerungen folgendes:

An einem Abend, wo das Schloß eben mit einer Menge von Gästen, und außerdem noch mit zahlreicher Einquartierung überfüllt war, fand sich auch der General ein, und hatte die

Grille, das Zimmer, das man ihm in einem Nebengebäude für die Nacht anbot, auszuschlagen, und auf dem einzigen noch unbesetzten im Schlosse zu bestehn, das man das Fräuleinzimmer nannte, und seit langer Zeit nicht bewohnte, weil es wegen Beunruhigungen, die darin sich ereignen sollten, in üblem Rufe stand. Alle Erzählungen und Warnungen bewegten ihn nur zum Lachen und änderten seinen Vorsatz nicht. Endlich gab der Baron, der die Sache selbst nicht für so ernsthaft halten mochte, nach, und ließ seinem Gast für die Nacht das verlangte Zimmer einräumen. Was nun dem General in jenem Zimmer begegnet sei, wußte mir der Gärtner nicht anzugeben, er wiederholte mir nur die bereits erzählten Folgen dieses Vorwitzes, die allerdings die Vermuthung eines seltsamen Geheimnisses und die Neugierde, es zu ergründen, rechtfertigen. Ich bekam Lust, mich bei dem Baron anmelden zu lassen, allein dieser war eben in der Residenz, und nach einigem Besinnen fand ich, daß meine bedrängte Lage mir keine sehr günstige Aufnahme bei dem Vater einer Geliebten versprechen könne und

beschloß meine Reise fortzusetzen. So ging ich nach der Stadt zurück.

Ich legte mich mit dem Wunsch nieder, wenigstens im Traum noch einmal die schöne Erscheinung zu sehn, aber meine Unruhe verscheuchte die Träume und den Schlaf. Pläne aller Art kreuzten sich in meinem Kopf, der Traum und seine seltsame Erfüllung schien mich aufzufordern, selbst einen Schritt nach dem schönen Ziele zu thun, so unerreichbar es mir auch vorkommen mußte. Ich beschloß endlich nach mehren verworfenen abenteuerlichen Plänen mich dem Baron vorzustellen, und ihm unter einem angenommenen Namen meine Dienste anzubieten.

Mit diesem Vorsatz machte ich mich früh auf den Weg nach dem Bentheimischen Garten. Nach einigem Herumirren traf ich den Gärtner.

Recht gut — rief er mir zu — daß Sie noch hier sind! Der Herr Baron ist zurückgekommen, und Sie können sogleich angemeldet werden.

Das Anerbieten überraschte mich, und ich wollte es anfangs ablehnen, aber der Gärtner

sagte mir, wie der Baron schon gestern Abend nach dem Fremden, der sich in dem Garten umgesehn, gefragt, und sein Bedauern über den entbehrten Besuch geäußert habe. Er winkte dabei einem Gartenburschen, der bald mit der Nachricht zurückkam, daß der Herr mich erwarte.

Der Baron empfing mich sehr artig. Er sprach mancherlei über den neuen Geschmack in der Gartenkunst und hörte aufmerksam an, was ich ihm dafür und dawider sagte. Erst nach einigen Gesprächen fragte er mich, wie durch eine leichte Wendung veranlaßt, nach meinem Namen. Es ward mir, bei aller Vorbereitung doch glühend heiß, als ich meinen veränderten Namen Ewald heraussagte und erzählte, wie ich mich auf Kameralwissenschaften gelegt habe, und nun irgend eine Anstellung suche. Er schien dadurch erfreut, und gab mir auf sehr artige Weise zu verstehen, daß er einen Geschäftführer zu seinen sämtlichen Angelegenheiten brauche, und daß es bloß auf meinem Entschlusse beruhe, diese Stelle, wenn auch nur in Erwartung einer angemessenern, anzunehmen. Wir wurden bald einig, so schwer es mir auch ankam,

besonders den angebotenen Gehalt anzunehmen. Wer weiß, hätte nicht meine Weigerung über diesen Punkt mich verrathen, wär' nicht zum Glück eben Adelheid eingetreten. Ich sah sie wieder und schlug ein.

So war ich denn aufgenommen, und sah täglich den Abgott meines Herzens. Jeden Tag erschien sie mir liebenswürdiger. Ihr Wink regierte das ganze Haus, gleichwol mißbrauchte sie diese uneingeschränkte Gewalt, welche ihr Vater ihr einräumte, niemals, und wenn sie ja einmal ihren Willen gegen die Meinung Andrer mit Festigkeit geltend machte, so zeugte gewiß der Erfolg von der Richtigkeit ihrer Ansicht.

Ich hatte mich mit den Geschäften des Barons und mit der Oertlichkeit meines Aufenthaltes bald ziemlich genau bekannt gemacht, und verwaltete die mir übertragene Aufsicht zur Zufriedenheit des Besitzers. Adelheid half mir treulich mit ihrem Rath aus, wo meine Kenntniß nicht hinreichte. Nur viel Neuerungen in dem alten Schlosse durft' ich nicht vorschlagen; in solchen Fällen brach der Baron kurz mit einem: Es mag vorjetzt noch bleiben,

ab, und ließ sich durch die besten Gründe nicht widerlegen.

Bei solchen Gelegenheiten fiel mir oft das Zimmer ein, wo, nach der Erzählung des Gärtners, Adelheid's Bräutigam von einer geheimen Macht sollte geängstet worden seyn. Niemand hatte mir etwas Bestimmteres, als ich schon wußte, davon erzählen können. Ein günstiges Ungefähr brachte mich endlich der Sache näher.

Der siebenjährige Krieg führte uns damals öfters Einquartierung zu. Das Schloß hatte Raum genug und diese Kriegsgäste waren zwar damals wie jetzt ungeladene aber in der Regel eben nicht unartige Gäste. Einmal quartierten sich zwei junge Officiers bei uns ein, die um so willkommner waren, da sie sich als Bekannte des Sohnes vom Hause einführten, und erwünschte Nachrichten von ihm zu erzählen wußten: die Rede kam, ich weiß nicht wie, auf Gespenster, man bejahete und läugnete, wie es bei solchen Gesprächen geht; niemand hatte noch selbst etwas gesehn, und jeder mochte sich doch gern durch Augenschein überzeugen, ob es solche

Wesen gebe, von denen unsre Philosophie sich nichts träumen läßt. Endlich fällt einem von den beiden Officiers ein, von einem silbernen Fräulein gehört zu haben, das in dem Schlosse umgehen solle. Der Baron weiset die ganze Sache lachend zurück und erzählt selbst einige Anekdoten von Erscheinungen in dem Schlosse, die sich insgesammt in eine Täuschung durch Zufall oder Furcht aufgelöset hatten. Allein der Officier, der vom Wein etwas erhitzt war, fährt mit der Frage heraus, ob denn jener Vorfall mit dem General auch Täuschung gewesen sei? Bentheim gerieth hier in sichtbare Verlegenheit. Er konnte nicht läugnen, daß diese Begebenheit ihm unerklärlich sei. Doch, fuhr er fort, kann hier nicht einmal von Erklärung die Rede seyn: mir wenigstens hat der General niemals die Begebenheiten jener Nacht entdeckt, und ich sehe doch nicht die Nothwendigkeit, warum man eben auf eine Geistererscheinung schließen muß.

Die beiden Officiers bestanden nun darauf, dieses Abenteuer selbst zu untersuchen. Der Widerspruch des Barons und die Aengstlich-

keit Adelheid's machten sie nur noch neugieriger. Denn — flüsterte einer dem andern zu — am Ende ist es ein schönes nächtliches Abenteuer, was uns bevorsteht, wie man in Komödien und Romanen mehr dergleichen zu lesen findet. Ich erbot mich die Nachtwache mit ihnen zu theilen, und gab vor, gehört zu haben, dergleichen Abenteuer könnten nur von drei Personen zugleich glücklich bestanden werden. Jene waren es zufrieden und Bentheim gab endlich ebenfalls nach. Er sagte seiner Tochter ein paar Worte in das Ohr, und erinnerte sie nach einiger Zeit, das verlangte Zimmer für die Gäste in Stand setzen zu lassen.

Bald nach aufgehobener Abendtafel entfernte ich mich mit den beiden Officiers, voll Erwartung wie das geheimnißvolle Abenteuer sich zeigen würde. Die Gäste fanden in dem ziemlich geräumigen Zimmer alles so, wie sie es sich erbeten hatten. Auf einem Tische lagen ihre mitgebrachten Waffen, mehre Lichter erhellten jeden Winkel, ein Sopha und einige zusammengerückte Stühle waren auf den Fall der Ermüdung mit Matratzen und leichten Decken

belegt, und in einer Wandnische stand ein fertiges Bett. In der Mitte war auf einem runden Tische Wein, Punsch und alles Zubehör aufgestellt, ein Sprachrohr lehnte in dem Fenster, und eine große Klingel ließ auch aus dem Hause selbst im Nothfall Beistand herbeirufen.

Wir besahen uns die ganze Einrichtung genau, beleuchteten jeden Winkel und untersuchten Fenster und Thüren auf das sorgfältigste. Dann setzten wir uns an den runden Tisch, und indem meine beiden Gefährten ihren Muth aus vollen Gläsern fleißig anfeuerten, vertheilten sie unter sich die Rollen des bevorstehenden nächtlichen Drama.

Mitternacht war nah, und alles blieb noch todtenstill. Man hatte sich ausgesprochen. Einer von der Gesellschaft nach dem Andern ließ die Augenlieder sinken, man ermahnte sich vergebens gegenseitig zur Wachsamkeit. Umsonst, der Schlaf behauptete sein nächtliches Recht.

Jetzt erweckte uns plötzlich aus den schönsten Träumen ein starkes wiederholtes Pochen. Wir fuhren auf, die Lichter brannten düster.

Es war taghell um uns. Ein Bedienter trat herein, und fragte, ob die Herren allein oder in Gesellschaft der Familie zu frühstücken wünschten?

Etwas verdrießlich über die getäuschte Erwartung und ungewiß, ob wir das Abenteuer, oder ob das Abenteuer uns verfehlt hätte, erhoben wir uns. Wir erwarteten mit spöttischem Lächeln und mancher satirischen Bemerkung von der Familie empfangen zu werden, allein der Baron fragte bloß, ob wir in der Nacht beunruhigt worden wären, und auf unsre Erzählung, wie wir das ganze Abenteuer verschlafen, folgte nichts, als die trockne Bemerkung, daß es besser gewesen seyn würde, wenn wir den ganzen Vorwitz unterlassen hätten.

Die beiden Fremden wollten nun mancherlei über Geister und Geisterseher witzeln, der Baron hörte es einige Zeit ruhig an, endlich warf er, wie zufällig, die Frage hin: ob sie wol noch eine Nacht der Gefahr eines solchen Abenteuers sich aussetzen möchten. Die Fremden waren schnell mit dem Ja heraus und wollten fast die Frage übel aufnehmen, aber

Bentheim blieb gelassen. Ich habe Ihr Wort — sagte er — und nun bin ich schuldig, Sie vor allen Dingen mit einer kleinen Täuschung bekannt zu machen. Als Sie gestern Abend den Wunsch äußerten, in dem verdächtigen Zimmer meines Schlosses die Nacht hinzubringen, hielt ich Ihr Vorhaben für eine Anwandlung jugendliches Leichtsinnes. Es wär' vergebens gewesen, Ihnen noch mehr Gründe entgegenzusetzen, ich bediente mich daher einer, wie mich dünkte, unschuldigen List. Während Sie glaubten, das Geisterzimmer sei für Sie bestimmt, ließ ich ein andres Zimmer für Sie bereit machen, worin kein befremdender Vorfall zu erwarten war. Sie blieben deswegen auch ungestört. Seit gestern habe ich Ihren Muth näher kennen gelernt, und ich glaube Ihnen dieses Bekenntniß schuldig zu seyn, so wie die Versicherung, daß Sie die künftige Nacht, wenn Ihr Muth nicht durch den ersten Versuch erkaltet ist, in dem unheimlichen Zimmer selbst zubringen sollen. Prüfen Sie nun Ihre Unerschrockenheit, und machen Sie mich mit Ihrem Entschluß bekannt. Dieses muß ich noch hin-

zusetzen: was Ihnen auch immer begegnen könnte, glauben Sie nicht, daß irgend ein Scherz von mir oder den Meinigen mit Ihrer Herzhaftigkeit getrieben werde. Mein Ehrenwort bürgt Ihnen, daß Niemand, wer es auch sei, sich gestatten soll, Sie durch eine Täuschung zu schrecken oder zu beunruhigen.

Diese Erklärung machte einen sonderbaren Eindruck auf die beiden Abenteurer. Hier — das sahen sie aus dem ganzen Ernst des Barons — war wirklich etwas Unheimliches im Hintergrund, und ihre Phantasie hatte freien Lauf, sich in den furchtbarsten Regionen der Geisterwelt Schreckphantome zu bilden. Sie gestanden sich, daß ihnen die Herzen bänger schlugen, als selbst in der gestrigen Nacht, indessen wollten sie ihren früher bezeigten Muth nicht für Poltronnerie erklären, so mußten sie des Barons Anerbieten annehmen.

Ich erwartete dieses von Ihnen — sagte Bentheim — Sehen Sie indessen Ihr Wagstück nicht für unbedeutend an! Ich zweifle nicht, daß Sie in dieser Nacht von dem Daseyn geistiger Wesen Ueberzeugung erhalten wer-

den. Bereiten Sie Sich vor, mit voller Besonnenheit Allem zu begegnen, was sich Ihnen zeigen möchte. Näheres von den Erscheinungen in jenem Zimmer ist mir selbst nicht bewußt, der General, wie Sie wissen, hat Niemand offenbart, was ihm begegnet sei, und mir, wie meinen Vorfahren, war von unsern Aeltern zur heiligen Pflicht gemacht worden, niemals jenes Zimmer zu betreten.

Was man noch ferner über die unbekannten Erscheinungen sprach, konnte kein helleres Licht über die Sache verbreiten. Der Wirth spendete beim Abendessen den Wein mit ungewohnter Sparsamkeit, und entschuldigte sich, daß er auch für die Nacht nur dürftig gesorgt habe. Man fand seine Vorsicht den Umständen angemessen und wir entfernten uns nach dem verrufenen Zimmer.

Hier zeigten sich nun die Spuren langer Verödung unverkennbar, und der Unterschied zwischen diesem und unserm gestrigen Schlafzimmer war auffallend. Der Tisch mit drei Stühlen für die drei Gäste, mitten unter dem wenigen vermorschten alten Gerüll, bildete einen

unangenehmen Kontrast, der das Unheimliche der ganzen Umgebung nur noch stärker hervorhob. In der Nische eines vermauerten gothischen Fensters stand ein ziemlich verwitterter Hausaltar, aus der ältesten Zeit, mit geschnitzten Heiligenbildern. Das einzige Fenster bot die Aussicht in einen engen Nebenhof, in dessen Gebäuden kein einziges Licht die Nähe eines Lebenden ankündigte.

Wir richteten uns indessen so gut als möglich ein. Die Flasche Wein, die den Muth anfachen sollte, war bald ausgeleert. Wir dachten uns nun die furchtbarsten Möglichkeiten aus, um die Wirklichkeit zu überbieten, und dann, auf das Schlimmste gefaßt, dem Phantom ruhiger entgegen treten zu können. So kam die Geisterstunde heran. Ich rieth, alle Winkel nochmals genau zu untersuchen, aber meine Gefährten waren nicht von ihren Sitzen zu bewegen. Ich schalt ihre Gleichgültigkeit gegen Dinge, welchen sie vor einer Stunde noch mit Ungeduld entgegen sahen, aber sie kämpften vergebens mit der Gewalt des Schlafes, der sie endlich gegen alle meine Bemühungen über-

mannte, und in unbezwinglicher Betäubung hielt.

Nun war ich so gut als einsam in diesem verrufenen Geisterzimmer. Der tiefe Schlaf meiner Gefährten schien mir nicht natürlich und erhöhte mir nur das Grauen, das in solchen Lagen wol den Beherztesten ergreift. Ich versuchte vergebens, gleich den Andern, den Schlaf herbeizurufen. Meine aufgeregte Phantasie scheuchte mich vom Sitz auf, und trieb mich unstet in dem öden Zimmer umher. Oft verwünscht' ich jetzt die unnütze Neugierde, welche mich angetrieben hatte, die Geheimnisse dieses Zimmers zu erforschen. Das geringste Knistern in den morschen, wurmstichigen Geräthschaften peinigte mich als Ankündigung nahender unheimlicher Schrecken, und kaum konnt' ich mich in solchen Augenblicken enthalten, das Zimmer zu verlassen, und die Nähe eines lebenden, wachenden Wesens aufzusuchen. Etwas beruhigend wurde mir ein matter Lichtschein, den ich jetzt durch das Fenster in dem vorher ganz finstern Theile des Schlosses bemerkte, und der mir durch seine Bewegung zu verrathen schien,

daß außer mir noch ein Wachender in der Nähe dieses furchtbaren Zimmers sich aufhalte, vielleicht vom Schloßherrn selbst aus Besorgniß für uns Abenteurer dahin bestellt.

Indem ich meines wieder belebten Muthes mich freute, hörte ich ein leises aber vernehmliches Klopfen. Ein kleiner Schauder, den ich aber schnell bekämpfte, hinderte mich, den nächtlichen Besucher sogleich zum Eintritt aufzufordern, und das Pochen ward etwas lauter wiederholt. Ich nahm ein Pistol unter den Arm und das Licht in die Hand, so ging ich nach der festverriegelten Thüre, um sie zu öffnen. Indem hör' ich hinter mir einen leisen Zuruf, und beim Umsehn erblick' ich eine weibliche verschleierte Gestalt, die so eben aus einer verborgenen Tapetenthür in das Zimmer tritt. An dem Sternschleier erkannte ich schon die Gestalt aus meinem Traume; jetzt schlug sie den Schleier zurück, und Adelheid steht vor mir, indem sie, mit auf dem Mund gelegten Finger, mir Stillschweigen gebietet.

Das Geheimniß des Zimmers sah ich nun enthüllt. Die Bangigkeit vor den Schrecken

der

der Geisterwelt war aber bei mir einer andern, nicht geringern, gewichen, die mir die Freude, die Geliebte in meiner Nähe zu sehn, sehr mächtig störte. Wie leicht konnten meine Gefährten von ihrem Schlaf erwachen, und welche Kette von Verlegenheiten mußte dann durch dieses seltsame Zusammentreffen für sie und für uns Alle entstehn. Ich äußerte ihr dieses, aber sie lächelte, und sagte: Sei ruhig, lieber Huwald, diese Schläfer stören uns nicht. Ich erstaunte, daß sie mich mit meinem wahren Namen nannte, sie bemerkte es und fuhr fort: Ferdinand, mir brauchst Du Deinen Namen nicht zu verheelen, ich will Dein Glück, es ist das meine.

Ich war entzückt über diese Worte und den vertraulichen Ton, in welchem sie mit mir sprach, und ich mußte mich sehr vorsehn, daß ich nicht in der Erwiderung der Vertraulichkeit ihren Namen nannte, wovon Nachtwandler, wie man sagt, erwachen sollen. Wie lange wir zusammen sprachen, weiß ich nicht, denn die Minuten flogen mir pfeilgeschwind vorüber. Beim Abschiede fragte sie mich, ob ich ihr eine Bitte gewähren wollte? Ich versprach ihr jeden

Wunsch zu erfüllen, wenn es möglich wär', noch eh' sie ihn nennen würde. Sie bat nun um meinen Ring zum Erinnerungzeichen an diese Stunde. Der Ring war ein altes Familienerbstück und ich trennte mich ungern von ihm, wer kann aber der Geliebten die erste Bitte versagen? Ich zog ihn schnell vom Finger und fügt' ihn selbst an die schöne weiße Hand. Wenn Du den Ring an meiner Hand siehst — sprach sie — so denk an Dein Wort. Erfülle meinen Wunsch, wenn ich ihn auch nicht ausspreche.

Wir standen eben vor der Nische mit dem Altar. Ferdinand — sagte sie fast wehmüthig — wirst Du Deiner Liebe treu bleiben? Ich bejahte mit tausend Eiden, es war das erste Wort von Liebe, das sie zu mir sprach. Denk an Deinen Eid vor diesem Altar — rief sie jetzt — ich müßte Dich grausam verfolgen, wenn Du ihn brächest. Mit diesen Worten ging sie nach der Thür. Ich bat sie nun ebenfalls um ein Zeichen von dieser Stunde, und deutete auf eine ihrer schönen goldenen Locken, dabei ward sie aber sonderbar

wehmüthig. Fordre es nicht — sagte sie bittend — es wär' Dir nicht gut, Du würdest meine Liebe verkennen, und Dich sehr unglücklich fühlen, glaube meinem Wort. Damit verschwand sie durch dieselbe Tapetenthür, durch welche sie eingetreten war. Als ich aber versuchte die Thür zu öffnen, um ihr wenigstens nachzublicken, widerstand das Schloß allen meinen Bemühungen.

Erfreut über die schöne Zukunft, die sich jetzt meinen Blicken öffneten, nahm ich meinen Platz bei meinen erwachenden Gefährten ein, und wies ihre Fragen mit verstellter Schläfrigkeit zurück, bis endlich die Träume wirklich meine Phantasieen aufnahmen, und zu bunten Lust- und Schreckenbildern weiter verarbeiteten.

Der Morgen war kaum angebrochen, als Bentheim schon nach seinen Gästen fragen ließ. Man war beschämt zum zweitenmale das Abenteuer verschlafen zu haben, und die beiden Officiers wollten, um sich der Verlegenheit zu entziehn, die Beleidigten spielen, indem sie behaupteten, der Hausherr habe sie mit einer eitlen Furcht nur necken wollen.

Indessen mußten sie gestehen, daß, während ihres Schlafes manches Ungewöhnliche, von ihnen unbemerkt, vorgehen konnte, und so wurde das Unbehagliche dieses Verhältnisses größtentheils ausgeglichen.

Als sich die Familie zum Frühstück versammelte, blieb Adelheid für meine Ungeduld viel zu lang aus, und als sie erschien, glaubte ich an ihr eine ungewöhnliche Blässe zu bemerken. Ich fragte, ob dies vielleicht Folge einer unruhigen Nacht sei?

Im Gegentheil — erwiderte sie lächelnd — ich habe diese Nacht einen so ungewöhnlich festen Schlaf gehabt, daß ich von dem ganzen furchtbaren Sturm auch nicht einen Laut gewahr worden bin.

Hat es denn diese Nacht so heftig gestürmt? — fragte ich.

Nun wahrhaftig — sagte der Baron lachend — wer in Erwartung eines unheimlichen Abenteuers einen solchen Sturm verschlafen kann, an dessen Unerschrockenheit darf niemand zweifeln! Hat denn das Prasseln der Steine in Ihrer Nähe Sie nicht aufgeweckt.

Der Sturm hat ja den alten Thurm fast eingestürzt. Ich war Ihretwegen in nicht geringer Sorge, und schon einmal auf dem Wege zu Ihrem Zimmer.

Mir fiel hierbei das Licht ein, das ich diese Nacht in einem Fenster mir gegenüber gesehn hatte, und ich erzählte, wie willkommen dieser gesellige Schein mir gewesen sei. Der Baron schien befremdet, und äußerte, daß auf jener Seite kein Weg zu jenem Zimmer führe, ich fürchtete, mein Geheimniß zu verrathen und erklärte nun selbst jenes Licht für mögliche Täuschung durch Widerschein.

Während des Gesprächs gingen noch mehr Berichte ein von den Zerstörungen des nächtlichen Sturmes. Ein alter Hausofficiant, Namens Hartmann, erinnerte besonders angelegentlich an die Nothwendigkeit, den alten Thurm, der vorzüglich gelitten hatte, herstellen zu lassen, und der Hausherr gab mit einem bedeutenden Lächeln seine Zustimmung, worauf der Alte sogleich eilte, die erforderlichen Anstalten zu treffen.

Ueber uns könnte die Decke den Einsturz

drohen — sagte der Baron, als wir den Eifer des Alten bemerkten — und man würde mit der Herstellung nicht so eilen, als mit jenem alten Thurm. So mächtig ist der Volksglaube. An die Erhaltung jenes Thurms soll, Gott weiß, was Alles, gebunden seyn, zum wenigsten, wie man glaubt, die Dauer meines Hauses. Was diese Verbindung geknüpft habe, weiß Niemand zu sagen, und was man davon erzählt, klingt oft gehörten Fabeln ähnlich. Sonderbar indessen ist es, daß den alten Thurm jetzt eine Schwachheit über die andre anwandelt, bald senkt er sich freiwillig, bald schüttelt ihn der Sturm zusammen, so, daß mich seine öftern Herstellungen schon ansehnliche Summen kosten. Doch würd' ich höchlich bei allen meinen Leuten verstoßen, wollt' ich jemals die Kosten solcher Reparaturen scheuen. So groß ist das Ansehen jenes alten baufälligen Gemäuers.

Die beiden Officiers hatten indessen Befehl zum Aufbruch bekommen, und verließen uns zu meiner und Bentheims Freude, denn diesem war das Forschen nach den Geheimnissen

seines Schlosses so unangenehm, als mir, wiewol er damals keinen Grund haben konnte, die Entdeckung eines Geheimnisses zu fürchten.

Als wir allein waren, fragte mich Adelheid von neuem, ob mir denn wirklich gar nichts Unheimliches in dem furchtbaren Zimmer begegnet sei? und sie schauderte selbst bei der Frage nach jenen unbekannten Schrecknissen.

Ich versicherte, daß ich durchaus nichts Unnatürliches oder Unangenehmes erfahren habe, daß mich im Gegentheil die schönsten Bilder und Träume umschwebt hätten, so daß ich unbedenklich dieses verrufene Zimmer zu meinem beständigen Schlafgemach annehmen würde.

Adelheid bat mich, von diesem abenteuerlichen Einfall abzulassen, es sei an dem ersten Versuche genug. Der Vater stimmte der Tochter bei, und ich durfte auf meinem Wunsche nicht bestehen, ohne eine Entdeckung dadurch einzuleiten.

Indessen neckt' ich doch Adelheid mit dieser Furcht und fragte, ob ihr vielleicht jemals dort etwas unheimliches begegnet sei. Sie verneinte die Frage mit der Versicherung, daß sie

von Kindheit an diese ganze Gegend des Schlosses gescheut, und niemals dorthin sich gewagt habe. Ich weiß nicht einmal den Weg zu jenem Zimmer — fuhr sie fort — und möchte ihn auch nicht wissen.

Bei dieser Scheu, Fräulein — sagt' ich — sollten Sie Sich genau mit diesem Wege bekannt machen, um nicht von ungefähr einmal dahin zu gerathen und vielleicht sehr zu erschrecken.

O, — erwiderte sie — dafür ist gesorgt! Wenn nicht gewisse Waghälse eine Aenderung machen, sind alle Thüren noch weit vor jenem Zimmer fest verschlossen.

Vielleicht aber — wendete ich ein — führen mehre Wege dahin. Sie können vielleicht in einem entfernten Theil des Schlosses zu seyn glauben, sie bemerken einen verborgenen Drücker in einer Wand, versuchen ihn, eine geheime Thür öffnet sich, und auf einmal sind Sie in dem gefürchteten Zimmer.

Machen Sie mir nicht bange — sagte Adelheid — Aber das ist unmöglich. Die Zimmer, in welchen ich Geschäfte habe, sind

mir zu genau bekannt, und können zu keinem verborgenen Zimmer führen.

Bentheim bestätigte dieses. Jener Theil des Schlosses, setzte er hinzu, ist ganz von dem abgesondert, welchen wir bewohnen, und sogar der Weg, der vorzeiten unmittelbar aus dem Schlosse in die Kirche führte, ist schon längst ungangbar und verschlossen, wahrscheinlich eben dieser lang hergebrachten Furcht wegen.

Ich hatte zu sichere Beweise einer Verbindung jenes Zimmers mit dem bewohnten Theile des Schlosses, als daß ich mich hätte vom Gegentheil überzeugen sollen, indessen fragt' ich bloß, ob nicht Adelheid vielleicht in früher Kindheit dort gewesen sei, und ob sie nicht irgend ein Bild von dem gefürchteten Zimmer sich mache?

Man macht sich wol von allem Unbekannten unwillkührlich ein Bild — antwortete sie — und so geht es mir auch. Ich denke mir das Zimmer ziemlich weit, aber öde, was denn wol nicht anders seyn kann. Zugleich denke ich mir, ich weiß nicht warum, ein Fenster vermauert und einen alten Altar darin.

Da irrt nun Deine Phantasie wol etwas — fiel der Baron hier ein — Von so einer Dekoration hab' ich nie etwas gehört, auch nichts davon bemerkt, als ich das einzigemal in meinem Leben mich jenem Zimmer näherte, um mir des Generals schnelle Entfernung begreiflich zu machen.

Dennoch — erwidert' ich — ist es ganz, wie das Fräulein sagt. Ich fand wirklich diese Nacht hinter einem schweren Schirm, den ich wegrückte, um jeder Täuschung vorzubeugen, einen Altar in einer Fensternische.

Sonderbar! sehr sonderbar! — riefen beide. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, ohne eine hinreichende Erklärung zu finden. Die angemessenste wollt' ich aus guten Gründen nicht vermuthen lassen, und brach für diesesmal das Gespräch ab.

Als ich mich entfernte, traf ich Hartmann, der mit dem größten Eifer an der Herstellung des Thurmes arbeiten ließ. Ich war neugierig, von den Geheimnissen dieses alten Baues etwas zu erfahren, und ließ mich

mit ihm in das Gespräch ein. Anfangs fertigte er mich mit der bekannten Erzählung ab, von dem Geschenk eines unterirdischen Gnomenvölkchens, das in den Thurm eingemauert seyn, und alles Unglück von der Familie abwenden solle, aber ich merkte bald, daß er selbst dieses Märchen, das von einer Menge Schlössern erzählt wird, nicht glaubte. Endlich, als er vertraulicher geworden war, gestand er, daß er den rechten Grund des Geheimnisses selbst nicht wisse, daß aber ohne Zweifel zwischen diesem Thurme und den Erscheinungen des silbernen Fräuleins ein Zusammenhang seyn müsse. Mir schien nun allerdings eine solche Verbindung nach meinen Erfahrungen über die Erscheinungen im Schlosse nicht wol denkbar, indessen ließ ich den Alten erzählen, und so erfuhr ich folgendes:

Vor uralter Zeit, als diese Besitzung von den Bentheims erkauft worden war, lebte ein Fräulein aus der Familie der vorigen Besitzer. Sie soll von bezaubernder Schönheit gewesen seyn, aber dabei auch eine arge Zauberin. Durch ihre Zaubereien hatte sie den

neuen Besitzer so geschreckt, daß er dem Wahnsinn nahe gewesen. Da hat man denn das Zauberfräulein in den alten Thurm erst zur Verwahrung gebracht, und dann, weil sie von den Zauberwerken nicht abgelassen, sie der Hexerei angeklagt, und es dahin gebracht, daß sie mit der Wasserprobe sich reinigen sollen. Man hatte sie nun, der Gewohnheit nach, mit gebundenen Händen und Füßen auf das Wasser des Schloßteiches gelegt; würde sie oben schwimmen, so mußte dieses als Beweis ihres Bundes mit der Hölle gelten. Sie sank nun zwar, unter Betheurung ihrer Unschuld, zu Boden, und so war sie von dem Verdacht gereinigt. Weil man sie aber leblos hervorzog, so hielt man ihre Unschuld doch nicht für hinlänglich erwiesen. Man versagte ihr deswegen das Begräbniß in der Gruft ihrer Familie und bestattete sie in einem Gange, welcher zur Kirche führte. Nun, heißt es, finde sie im Grabe keine Ruhe, und verfolge noch immer die Bewohner des Schlosses, auch suche sie noch im Tode den Thurm durch ihre Zaubereien zu stürzen, weil sie während ihres Gefängnisses ihn

verwünscht habe, daß mit ihm auch die neue Herrschaft fallen werde.

Der Hexenprozeß machte mir die Erzählung etwas verdächtig und ich fand das Märchen von den Unterirdischen fast passender. Uebrigens war ich wegen der Festigkeit des Thurmes ruhig, denn Hartmann ließ arbeiten, als baue er ein Werk, das Belagerungen aushalten solle.

Mehr Sorge machte mir Adelheid, an der ich eine ganz ungewöhnliche Unruhe bemerkte. Auch ihrem Vater schien dieses aufzufallen, er fragte sie wiederholt nach dem Grund dieser Unruhe, doch ohne eine hinlängliche Antwort zu erhalten. Es kam mir vor, als werde er selbst darüber bestürzt, und sehe in jener Unruhe die Aeußerung einer früher schon an seiner Tochter bemerkten ahndenden Kraft. Auch Mehre aus der Dienerschaft, besonders die ältern, wurden aufmerksam und sahen sich bedenklich an. Endlich bestätigte der Erfolg die trüben Ahndungen. Es kamen Nachrichten von der Armee: der junge Bentheim war in der Schlacht geblieben, die Bestürzung und der Schmerz des

Vaters war über alle Beschreibung. Mit dem einzigen Sohne ging ihm zugleich das Recht verloren, über den beträchtlichsten Theil seiner Güter zu verfügen, und alle Aussichten, seiner Tochter auch in Rücksicht auf äußeres Glück die glänzendste Zukunft zu bereiten, waren vereitelt.

Mein wahrer herzlicher Antheil, den ich an diesem Trauerereignisse der Familie nahm, brachte mich besonders der schönen Adelheid näher. Sie gestand ein, daß sie ein großes Unglück in der Familie geahndet habe, allein Bilder und Gefühle hätten sich vor ihrem Geiste verwirrt, daß sie nur die allgemeine Vorstellung des Unglücks habe fassen können. Erst in der Nacht, ehe die Trauerbotschaft angekommen, habe das Bild ihres Bruders sich mit jenen Vorstellungen vermischt. Ich fragte, ob sie öfters dergleichen Vorahndungen habe, und nun entdeckte sie mir, daß kein frohes oder betrübtes Ereigniß in ihrem Hause sich begebe, was ihr nicht mehre Tage zuvor in Bildern und Ahndungen vorschwebe, die zugleich eine dunkle und verworrne Beziehung auf jenes geheimnißvolle Zimmer haben; auch meine

Ankunft habe sie schon einige Tage zuvor gewußt. Diese Eigenheit, so schauervoll sie mir auch besonders in Verbindung mit dem früher bemerkten Nachtwandeln war, zog mich dennoch nur mächtiger an die schöne Adelheid. Mir hatte ebenfalls ein Traum das erste Zusammentreffen mit ihr vorgespiegelt, und so schien eine geheime Sympathie zwischen uns und unsern Schicksalen hervorzugehn, die ich gern als Unterpfand einer glücklichen Zukunft anerkannte. Ich glaubte auch bald an Adelheid eine Erwiderung meiner Neigung zu bemerken, doch war der Eindruck jener Trauerbotschaft noch zu neu, als daß ohne Unzartheit über eine Liebe gesprochen werden konnte, die so viel Auseinandersetzungen und Berichtigungen nöthig machte, um günstige Aufnahme bei allen interessirten Personen erwarten zn können.

Die Erschütterung jenes Thurmes schien nun auch einige prophetische Bedeutung zu bekommen, und Bentheim selbst, wiewol mit seinem Sohne das Glück abgestorben war, das von der Erhaltung des Thurmes abhängen sollte, drang auf möglichste Befestigung jener alten

Mauern. Sonderbar schien es dabei, daß Adelheid diesen Bau ungern sah und einigemal äußerte: es wäre vielleicht besser, der alte Thurm stürze ganz ein, da er doch seine Bedeutung verloren habe. Der alte Hartmann erkaltete auch wirklich in seinem Eifer, und sagte bedenklich: das Fräulein weiß vielleicht selbst nicht, was sie spricht, allein es hat gewiß Bedeutung. So fest glaubte auch er an ein dunkles Ahndungvermögen Adelheids.

Indessen wuchs meine Liebe zu Adelheid täglich, ohne daß ich wagen durfte, ihr und ihrem Vater sie zu gestehn. Es wär' Thorheit von mir, dem Unbemittelten und Aussichtlosen gewesen, die Verbindung mit einem Fräulein zu suchen, die an jeden Glanz und jede Bequemlichkeit des Lebens gewöhnt, doch durch einen Unglückfall aller Mittel beraubt war, die gewohnte Art zu leben fortzusetzen. Die Rücksichten waren weder zu verkennen, noch zu tadeln, welche ihren Vater und sie selbst bei der Wahl des künftigen Gemahles leiten mußten, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, verbunden mit der feinsten Weltbildung, übertrugen reich-

reichlich den Mangel eines bedeutenden Vermögens. Ich war schon oft entschlossen, den Baron um meine Entlassung anzugehn. Durch eine kleine Reise wollte ich mich an die Entfernung von der Geliebten gewöhnen, als ein Vorfall sich ereignete, der alles änderte.

Am Morgen vor meiner Abreise übergab ich eben dem Baron einen Band geordneter Papiere und Rechnungen, als Lärm im Hause entstand, und die Dienstboten mit der Nachricht herbeiliefen, der Thurm sei — man wisse nicht durch welchen Zufall — eingestürzt. Wir eilten nach dem Platze, und hier kam uns schon der alte Hartmann entgegen, mit einem Kästchen, das, seinem Bericht nach, in den zersprungenen Mauern des Thurms verwahrt gewesen seyn sollte. Wir ahndeten Alle sogleich den Schlüssel zum Geheimniß des Thurmes in diesem Behältniß. Der Baron verschloß sich in sein Kabinet, aber bald ließ er mich rufen, um die alten Schriften, welche sich vorfanden, mit mir durchzugehen.

Diese Papiere enthielten die Geschichte jenes Fräuleins, wovon der alte Hartmann mir

die Sage erzählt hatte. Ihr Vater war Besitzer des Schlosses und der dazu gehörigen Herrschaft. Sein Wunsch, einen männlichen Erben zu hinterlassen, verleitete ihn zum Gelübd' eines Zuges in das heilige Land. Um während der Lösung dieses Gelübdes seine Herrschaft zu sichern, überließ er sie einem Freunde, auf dessen Redlichkeit er fest baute, gegen das Versprechen, ihm selbst bei seiner Rückkehr, oder, im Fall diese ihm versagt seyn sollte, seinem unmündigen Sohne alle anvertrauten Güter zurückzugeben. Die Urkunden wurden mit aller Förmlichkeit, für die entferntesten Erben noch gültig, aufgesetzt und vollzogen. Um ganz sicher zu gehn, verbarg des Fräuleins Vater seine Urkunden in den Knopf des Thurmes, der damals gebaut ward, ohne das Geheimniß jemand zu entdecken. Nur seine Tochter bemerkte zufällig diese Arbeit, doch ahndete sie die Wichtigkeit jener Schriften nicht.

Der Ritter blieb auf seinem Zuge in einem Gefecht gegen die Ungläubigen, und sein Freund hatte nichts Angelegentlicheres, als sich selbst in den eigenthümlichen Besitz der anvertrauten

Güter zu setzen. Die Tochter des vorigen Besitzers forderte nun ihres unmündigen Bruders erbliches Eigenthum von dem Anmaßer, allein dieser schützte sich durch die Urkunden, welche ihm den Besitz überließen, und läugnete das Versprechen der Zurückgabe. Nach langem Streiten besann sich das Fräulein auf die Schriften, welche ihr Vater einst in dem Thurmknopfe verborgen hatte, allein, zu vorsichtig dieses Geheimniß ihren mächtigen Feinden preis zu geben, verschwieg sie es, um es einst ihrem Bruder zu entdecken. Doch war der Verdacht, daß sie ein gefährliches Geheimniß bewahre, hinlänglich, um sie zu verfolgen. Man versuchte anfangs Versprechen und Drohungen, um sie zu der Entdeckung zu bewegen. Endlich beschuldigte man sie der Zauberei und setzte sie in denselben Thurm gefangen, der ihr Geheimniß bewahrte. Hier fand sie Gelegenheit, diese Nachrichten aufzuschreiben, und an einem verborgenen Ort in der Mauer der Nachwelt aufzubewahren.

Bentheim dankte dem Himmel, der ihm diese Entdeckung zu einer Zeit machen ließ, wo

es ihm so wenig Ueberwindung kostete, das unrecht besessene Gut dem rechten Eigenthümer zurückzugeben. Er ließ den Thurmknopf öffnen, die Papiere fanden sich; — aber denkt mein Erstaunen, als der Name des frühern Besitzers zum Vorschein kam! Es war mein Ahnherr: Wolf von Huwald. Ich erinnerte mich aus alten Nachrichten, daß er seine Herrschaft verkauft hatte, und dann gegen die Ungläubigen geblieben war. Es fand kein Zweifel statt, ich war der Abkömmling und der einzige noch übrige Nachkomme jenes Wolf.

Bentheim erstaunte nicht weniger als ich selbst über diese Entdeckung, die ich sogleich mit den erforderlichen Papieren aus meinem Taschenbuch bewies. Seinen Glückwunsch verbat ich, so lang ich nicht wisse, ob ich, bei allen Reichthümern der Welt, wirklich glücklich seyn könne, nämlich durch Adelheid. Der Tochter Erröthen bekannte mie ein liebes, gern verrathenes Geheimniß. Bentheim hatte auch keine Einwendung und so schlossen wir den beglückten Bund unserer Liebe.

Indem ich beschäftigt war, dem Baron

immer mehr Zeugnisse über meine Abkunft vorzulegen, dachte ich an den Ring, den ich Adelheid bei ihrem nächtlichen Besuche gegeben hatte. Einen recht sichern Beweis meiner Abkunft — sagte ich dem Baron — kann Ihnen sogar meine Braut selbst geben, in deren Hände ich ihn einmal in einer merkwürdigen Stunde gelegt habe.

Man verlangte Erklärung, und ich fragte Adelheid, ob sie nicht einmal einen ihr früher unbekannten Ring an ihrer Hand bemerkt habe? Sie wußte nichts davon. Ich beschrieb ihr den Ring genau, allein sie konnte sich nicht besinnen, sie fand auch bei dem Nachsuchen keinen ähnlichen Ring unter den ihrigen, und ich mußte glauben, was freilich unangenehm war, der Ring sei der nächtlichen Wandlerin damals auf dem Wege entfallen. Ich sollte nun das Nähere von diesem Geschenk erzählen. Der Baron ward bei der Nachricht von dem nächtlichen Erscheinen seiner Tochter in jenem Zimmer verlegen, und Adelheid versicherte, sie habe niemals, so viel ihr wissend sei, einen Anfall von Nachtwandeln gehabt, und selbst,

wenn dieses ohne ihr Wissen möglich sei, so gehe doch aus ihrem Schlafzimmer kein Weg zu jenem Gemach, der Besuch also sei wenigstens unmöglich. Indessen war ich meiner Sache zu gewiß. Ich erinnerte sie an den möglichen Zusammenhang des Nachtwandelns mit ihrem oft erprobten Ahndungvermögen, und bat sie, den Weg nach dem Fräuleinzimmer genau zu untersuchen, vielleicht finde sich ein unbekannter Zusammenhang, vielleicht auch selbst der Ring, der dort verloren seyn mußte.

Adelheid gab endlich, wiewol ungern, meinen Zureden nach, und so gingen wir, nebst dem Baron, der uns führte, durch einen wüsten, lang verschlossen gewesenen Gang. Eine schmale Treppe führte aufwärts. Wir stießen an eine Tapetenthür, und meine Behauptung bestätigte sich. Diese Thüre führte in das berüchtigte Zimmer, wo, statt eines gefürchteten Gespenstes, die holde Adelheid mir erschienen war. Unbegreiflich blieb nur, wie die verschlossene und fast eingerostete Thüre sich hatte von der Nachtwandlerin eröffnen lassen.

Die Trümmer des eingestürzten Thurmes

machten den vordern Ausweg aus dem Zimmer ungangbar, wir waren also genöthigt denselben düstern, unheimlichen Weg wieder zurückzuwandeln. Als wir die Treppe herabgestiegen waren, und uns in dem langen, verfallenen, dunklen Gange umsahen, schreckte auf einmal Adelheid zusammen, und zeigte nach einer Wand, wo wir Andern Nichts gewahr wurden. Sie behauptete: sie habe einen weißen Schatten dort gesehen, und ihr Gefühl sage ihr, daß ein Grab in der Nähe seyn müsse. Der Baron wollte es ihr ausreden, aber sie blieb dabei. Mir fiel das Grab des Fräuleins ein, von welchem Hartmann erzählt hatte, und ich beschloß, mit Zustimmung des Barons, nachsuchen zu lassen. Hartmann, mit einigen Arbeitern, begleiteten mich. Wir fanden bald in der Mauer Zeichen, die unsre Vermuthung bestätigten, und hinter einigen weggenommenen Steinen kam ein Sarg zum Vorschein.

Ich ließ die Decke von dem Sarge abheben, und das Bild meines Traumes, Adelheid's Ebenbild, aber in das mir wohl bekannte Gewand mit silbernen Sternen gekleidet, lag

vor mir im Sarge, kenntlich, wie vom Tode noch gar nicht berührt, das Gesicht in lieblicher bezaubernder Schönheit noch lächelnd. So stand Adelheid in jener Nacht vor mir, und in jenem Traume, der mich zuerst der Geliebten entgegen führte.

Das ist das silberne Fräulein! — riefen die Arbeiter zugleich mit Hartmann, und dieser Ausruf, und das Gewand mit silbernen Sternen, das ich nie an meiner Geliebten gesehen hatte, weckte mir jetzt eine dunkle grausende Ungewißheit, ob wol jene nächtliche Wandlerin wirklich Adelheid war? Da fiel mein Blick auf die gefalteten Hände der Todten, und ich erblickte meinen Ring, mit welchem ich mich — so sah ich nun schaudernd — der Braut im Sarge verlobt hatte.

Ich mochte eine Zeitlang in starrem Schreck stumm gestanden haben, als Hartmann mich fragte, was mit diesem Todten werden sollte. Mir war indessen jene ganze Nachtscene lebendig geworden. Die Weigerung jener Erscheinung, mir ein Pfand der Treue zurückzulassen, schien auf kein dunkles Band zwischen der Todten

und dem Lebenden hinzudeuten. Ihr Verlangen, bei dem Erblicken des Ringes einen unausgesprochenen Wunsch zu errathen, bekam jetzt einen unverkennbaren Sinn, da ich die, erst Verfolgte, und dann lange verkannte Todte, deren Sorgfalt ich mein ganzes Glück dankte, im einsamen Grabe, fern von den Särgen ihrer Angehörigen erblickte. Sie erschien mir als der Schutzgeist meiner Liebe und meines Glückes. Ich befahl den Sarg in das Schloß zu tragen und dort Anstalten zu ihrem feierlichen Begräbniß in der Familiengruft zu treffen.

Der Baron billigte mein Vorhaben, denn er und Adelheid erkannten in der Sargbewohnerin ebenfalls die noch im Tode wohlthätige Urahnin meines Hauses. Nach dem Begräbniß blieb ich in der Gruft, um noch einmal den Ring zu betrachten, der mich doch zuweilen mit unheimlichen Gefühlen erfüllte. Allein, als ich die Sargdecke abheben ließ, war der vor kurzem noch so schöne Leichnam in Asche zerfallen, ein Zeichen, wie es mir schien, daß er seine Ruhe gefunden habe.

Nach einigen Wochen war mein feierliches

Verlobungsfest mit Adelheid angesetzt. Ich hatte einen Ring fertigen lassen, und wollte eben im Scherz ihn an dem Finger meiner Braut prüfen, da entzog sie mir schnell ihre Hand. O, bitte — rief sie — einen Augenblick Geduld! Sie schloß ihre Schatulle auf und nahm daraus einen Ring. Ich habe Ihnen ein verlornes Eigenthum zurückzugeben — fuhr sie fort — und zugleich eine Bitte, diese aber müssen Sie errathen, aussprechen kann ich sie nicht. Zugleich zeigte sie mir ihre Hand, und an dieser jenen nächtlichen Verlobungring. Nun was möcht' ich? fragte sie noch einmal. Mit diesem Ringe mir verlobt werden, erwidert' ich; sie nickte bejahend.

Sonderbare Verkettung! — rief ich — denn nun, wo mir wieder eine unausgesprochene Bitte entgegenkam, ward es mir von neuem zweifelhaft, ob Adelheid, oder ihr nachtwandelndes Ebenbild den Ring empfangen hatte. Meine Braut deutete den Ausruf anders, und erzählte mir, der Ring sei wirklich, meiner Vermuthung gemäß, in jenem Gange gefunden worden.

Von diesem Tage an konnte das furchtbare

Fräuleinzimmer ohne Gefahr und ohne Störung bewohnt werden, auch die Bauern fürchteten das silberne Fräulein nicht mehr, das sie in ihrem silbergestickten Sternschleier hatten begraben sehn, in welchem es sonst als gespenstische Erscheinung umhergewandelt seyn sollte. Der Baron selbst erzählte mir jetzt, wie er in jener Nacht, wo er uns mit einem falschen Zimmer getäuscht hatte, eine Gestalt in silberglänzendem Schleier in drohender Stellung vor seinem Bette gesehen, und deswegen uns zu einer zweiten Nacht in dem wahren Fräuleinzimmer veranlaßt habe, weil ihm die drohende Miene der Erscheinung jene Täuschung zu mißbilligen schien. Ich ließ alle weitern Untersuchungen über dergleichen Dinge ruhen, das liebste war mir, daß meine Adelheid von ihrer Verlobung an jenes Ahndungvermögen verlor, was ihr, wie sie mir oft gestand, mehr trübe als frohe Augenblicke gegeben hatte. Auch zu mir kamen keine bedeutenden Träume mehr, und nur, seitdem meine Adelheid wieder von mir genommen ist, seh' ich zuweilen Bilder der Zukunft, doch, was ich gern der frommen Liebe

meiner Abgeschiedenen danke, nur einer frohen heitern Zukunft.

Und so, Kinder — deswegen hab' ich Euch meine Wundergeschichte erzählt — so hab' ich auch im Traume von unsern lieben Kriegshelden nur frohe Bilder gesehn. Trauet also meinen Erfahrungen, die wenigstens nahe genug an die Gränze des Geisterreiches anstreifen, und seid guter Dinge! Aber hört doch, was kratzt denn an der Thüre? Kommen etwa Deine Jäger? Ich höre Hunde.

Vater — rief Julie — Vater, das ist Bianka's Stimme.

Sie öffnete die Thür, und das treue Thier kam mit freudigem Springen und Schreien in das Zimmer gestürmt, begrüßte Alle, und forderte sie durch Umkehren und Wiederkommen auf, ihm zu folgen.

Daß der wol seinen Herrn gefunden hat! — sagte der Oberforstmeister lachend.

Bruder Huwald — rief Thalheim — das ist ein Streich von Dir! Gesteh's, unsre Söhne sind zurück?

Nun, wärst Du denn bös — erwiderte

Jener — wenn es auf eine Ueberraschung angesehn wäre? Du solltest sie auf der Schnepfenjagd finden, im Walde; so hat sie nun mein Jäger hergerufen.

Hörner klangen jetzt unten, und die beiden Erwarteten, als Jäger gekleidet, mit reicher Beute von der Jagd, traten herein.

Dein Traum geht aus, Julie! — rief der Oberforstmeister in die frohen Umarmungen — Da sind ja die Jäger mit dem Wildpret! Hab' ich's nicht gesagt:

Okuli,
da kommen sie!

Inhalt.

Der Heckethaler. Von F. L. Seite 1

Der Liebesschwur. Von F. L. — 63

Die Ruine von Paulinzell. Von A. — 127

Die Hausehre. Von F. L. — 217

Die Schuhe auf den Stangen. Ein Schwank nach D. Martin Luther. Von A. — 253

Legende. Von F. L. — 263

Das silberne Fräulein. Von A. — 273

Franz Steckele
Buchbinderei
Höchstädt / Do

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Apel, Johann August, 1771-1816

Gespensterbuch

Bd.: 5

Leipzig (1815)

P.o.germ. 45-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104660-6